

Alexandre Dumas



Gabriel Lambert
Der Galeerensklave

*Wadams
13. 11. 1891*

Gabriel Lambert
Der Galeerensklave.

Roman
von
Alexandre Dumas.

Inhaltsverzeichnis

Gabriel Lambert Der Galeerensklave.

1. Kapitel Der Galeerensklave
 2. Kapitel Henri de Faverne
 3. Kapitel Das Foyer der Oper
 4. Kapitel Vorbereitungen
 5. Kapitel Die Allee de la Muette
 6. Kapitel Das Manuskript
 7. Kapitel Der Kranke
 8. Kapitel Eine Banknote für □□□ Franc
 9. Kapitel Eine Ecke des Schleiers
 10. Kapitel Ein furchtbares Geständnis
 11. Kapitel Abreise nach Paris
 12. Kapitel Die Beichte
 13. Kapitel Das Blumenmädchen
 14. Kapitel Die Katastrophe
 15. Kapitel Bicêtre
 16. Kapitel Der Gehenkte
 17. Kapitel Protokoll
- Nachwort

1. Kapitel

Der Galeerensklave

Im Mai 1835 war ich in Toulon; ich bewohnte dort eine kleine Bastide, die mir einer meiner Freunde zur Verfügung gestellt hatte.

Diese Bastide lag ungefähr fünfzig Schritt von dem Fort Lamalgue entfernt, gerade der berühmten Schanze gegenüber, die im Jahr 1793 das Glück des jungen Artillerieoffiziers emporsteigen sah, der später General Bonaparte und endlich Kaiser Napoleon war.

Ich hatte mich in der lobenswerten Absicht zu arbeiten zurückgezogen. In meinem Kopf wogte ein sehr düsteres, sehr furchtbares Drama, das ich von ebendiesem Kopf auf das Papier übertragen wollte.

Dieses so furchtbare Drama hieß »Kapitän Paul«.

Doch ich bemerkte eines: daß man, um konzentriert arbeiten zu können, ein kleines, enges Zimmer und ein durch dunkle Vorhänge gedämpftes Tageslicht braucht. Die weiten Horizonte, das unabsehbare Meer, die riesigen Gebirge, das alles, besonders wenn es in die reine, goldene Luft des Südens getaucht ist, das alles führt geradenwegs zur Beschauung, und nichts entfernt den Menschen mehr von der Arbeit als die Beschauung.

Die Folge davon war, daß ich, statt »Kapitän Paul« auszuführen, »Don Juan von Marana« träumte. Die Wirklichkeit wandte sich dem Traum und das Drama der Metaphysik zu.

Ich arbeitete also nicht, wenigstens nicht bei Tage.

Ich beschaute, und ich gestehe, dieses Azurblau des Mittelmeers mit seinen goldenen Flittern, diese riesigen Berge, so schön in ihrer furchtbaren Nacktheit, dieser Himmel, so tief und düster in seiner Durchsichtigkeit, alles das zu sehen war herrlicher, als das zu lesen, was ich hätte schreiben können.

Es ist wahr, in der Nacht, wenn ich es über mich brachte, meine Fensterläden gegen die versuchenden Strahlen des Mondes zu schließen, wenn ich meine Blicke von dem sternenfunkelnden Himmel abzuwenden vermochte, wenn ich mit meinen Gedanken wieder eins war, errang ich die Herrschaft über mich zurück. Doch wie ein Spiegel hatte mein Geist den Widerschein der Bilder des Tages bewahrt, und es waren nicht mehr menschliche Geschöpfe mit ihren irdischen Leidenschaften, die mir erschienen, es waren schöne Engel, die auf Befehl Gottes mit einem Flügelschlag diese endlosen Räume durchzogen; es waren Geächtete, höhnische Dämonen, die, auf einem nackten Felsen sitzend, die Erde bedrohten; es war endlich ein Werk wie die »Göttliche Komödie«, wie das »Verlorene Paradies« oder wie »Faust«, das erschlossen werden wollte, und nicht mehr nur irgendeine Allerweltdichtung.

Leider war ich weder Dante noch Milton, noch Goethe. Und wenn der Tag kam, zerstörte er mir die Arbeit der Nacht. Der Morgen brach an. Ich wurde durch einen Kanonenschuß geweckt und sprang aus dem Bett.

Ich öffnete mein Fenster, Lichtströme bemächtigten sich meines Zimmers und trieben alle die armen, über den hellen Tag erschrockenen Gespenster meiner Schlaflosigkeit vor sich her. Da sah ich majestätisch einen prachtvollen Dreimaster, die »Triton« oder die »Montebello« auf der Reede schwimmen; und direkt vor meiner Villa, als geschähe es zu meiner Unterhaltung, ließ er seine Mannschaft manövrieren und seine Kanoniere Übungen vornehmen.

Dann kamen die Tage des Sturms, die Tage, wo der so reine Himmel sich mit düsteren Wolken verschleierte, wo das so azurne Mittelmeer aschgrau wurde, wo der so sanfte Wind sich in einen Orkan verwandelte.

Da war dann nicht mehr der weite Spiegel des Himmels; die so ruhige Oberfläche begann zu kochen wie an dem Feuer eines unterirdischen Ofens. Die Wellen wurden zu Bergen. Die sanfte blonde Amphitrite schien, wie ein empörter Riese, den Himmel erklettern zu wollen, krümmte und rang die Arme in den Wolken und heulte mit jener mächtigen Stimme, die man nicht mehr vergißt,

wenn man sie einmal gehört hat.

Heulte, daß mein armes Drama in Fetzen ging.

Ich klagte eines Tages bei dem Hafenkommendanten über diesen Einfluß der Umwelt auf meine Einbildungskraft und erklärte, ich wäre so müde, gegen diese Eindrücke anzukämpfen, daß ich mich als besiegt bekenne und entschlossen sei, vom nächsten Tag an die ganze Zeit, die ich noch in Toulon bleiben würde, nichts als ein beschauliches Leben zu führen.

Im Verlauf des Gesprächs fragte ich ihn, an wen ich mich wenden könnte, eine Barke zu mieten. Eine Barke war die erste Notwendigkeit des neuen Lebens, das mich der Geist in seinem Sieg über die Materie anzunehmen zwang.

Der Hafenkommendant antwortete mir, er werde an mich denken und dafür sorgen, daß ich das Gewünschte bekäme.

Als ich am nächsten Morgen mein Fenster öffnete, erblickte ich zwanzig Schritt unter mir eine reizende Barke, die sich am Ufer schaukelte. Sie war mit zwölf Galeerensklaven bemannt, aber gleichzeitig auch mit einem Segel versehen.

Ich dachte mir, das wäre gerade die Barke, wie ich eine brauchte, da sah ich auch schon den Aufseher, sobald er mich erblickte, seinen Kahn anlegen lassen, an das Ufer springen und auf die Tür meiner Bastide zuschreiten.

Ich ging dem ehrenwerten Besuch entgegen.

Er zog ein Schreiben aus seiner Tasche und übergab es mir.

Es war in folgenden Worten abgefaßt:

»Mein lieber Metaphysiker!

Da man die Dichter nicht von ihrem Beruf abwendig machen muß und da Sie sich über den Ihrigen, wie es scheint, bis jetzt getäuscht haben, so schicke ich Ihnen die gewünschte Barke; Sie können die ganze Zeit, die Sie in Toulon wohnen werden, vom Öffnen bis zum Schließen des Hafens darüber verfügen.

Sollten Ihre Augen, zuweilen müde, den Himmel zu betrachten, versucht sein, wieder auf die Erde herabzusteigen, so finden Sie um

sich her zwölf Burschen, die Sie leicht und durch ihren Anblick allein vom Idealen zur Wirklichkeit zurückführen werden.

Es versteht sich von selbst, daß Sie vor ihnen weder Ihre Juwelen noch Ihr Geld zeigen dürfen.

Das Fleisch ist schwach, wie Sie wissen, und da ein altes Sprichwort sagt, man solle Gott nicht versuchen, darf man noch viel weniger den Menschen versuchen, besonders wenn dieser Mensch schon einmal der Versuchung erlegen ist.

Ganz der Ihre«

Ich rief Jadin und teilte ihm unser Glück mit. Zu meinem großen Erstaunen nahm er die Kunde nicht mit der Begeisterung auf, die ich erwartet hatte; die Gesellschaft, in der wir leben sollten, kam ihm ein wenig gemischt vor.

Da er jedoch nach einem flüchtigen Blick, den er auf unsere Mannschaft geworfen hatte, unter den roten Mützen, mit denen sie geschmückt waren, einige charakteristische Köpfe bemerkte, faßte er philosophisch seinen Entschluß, gab unseren neuen Dienern durch ein Zeichen zu verstehen, sie sollten sich nicht rühren, trug einen Stuhl zum Strand, nahm Papier und Kohle und begann eine Skizze von der Barke und ihrer furchtbaren Mannschaft.

Diese zwölf Männer, die hier ruhig, sanft und gehorsam unserer Befehle harrten und ihnen zuvorzukommen suchten, hatten in der Tat jeder ein Verbrechen begangen:

Die einen waren Diebe, die anderen waren Brandstifter, die dritten waren Mörder.

Die menschliche Gerechtigkeit hatte sich ihrer bemächtigt; es waren ihrer Ehre benommene, gebrandmarkte, von der Welt abgeschnittene Wesen. Es waren keine Menschen mehr, sondern Dinge; sie hatten keine Namen mehr, es waren Nummern. Vereinigt bildeten sie eine Gesamtheit; diese Gesamtheit war das schändliche Ding, das man Bagno nennt.

Der Hafenkommendant hatte mir offenbar ein seltsames Geschenk gemacht.

Und dennoch war es mir nicht unangenehm, diese Menschen von

nahem zu sehen, Menschen, deren Titel allein, in einem Salon ausgesprochen, Schrecken verbreitet.

Ich näherte mich ihnen, sie standen auf und nahmen ihre Mützen ab.

»Meine Freunde«, sagte ich, »ihr wißt, daß euch der Hafenkommantant für die ganze Zeit, die ich in Toulon bleiben werde, zu meiner Verfügung gestellt hat?«

Keiner von ihnen antwortete, weder durch ein Wort noch durch eine Gebärde. »Ich hoffe, ich werde mit euch zufrieden sein«, fuhr ich fort, »ihr aber, seid unbesorgt, werdet auch mit mir zufrieden sein.«

Dasselbe Stillschweigen.

Ich begriff, daß dies eine Sache der Disziplin war.

Ich holte einige Geldstücke aus der Tasche und bot sie ihnen mit der Bemerkung an, sie möchten damit auf meine Gesundheit trinken, doch nicht eine Hand streckte sich aus, um sie zu nehmen.

»Es ist ihnen verboten, etwas anzunehmen«, sagte der Aufseher.

»Und warum das?« fragte ich.

»Sie dürfen kein Geld besitzen.«

»Aber Sie – können Sie ihnen nicht erlauben, ein Glas Wein zu trinken, bis wir bereit sind?«

»Aber natürlich!«

»Nun, so lassen Sie ein Frühstück aus der Schenke des Forts holen, ich werde bezahlen.«

»Ich sagte es schon dem Kommandanten«, versetzte der Aufseher, mit einer und derselben Bewegung den Kopf und die Schultern schüttelnd, »ich sagte es schon, Sie würden sie mir verderben. Doch da sie in Ihrem Dienste stehen, müssen sie wohl tun, was Sie wollen. Vorwärts, Gabriel; im Fort Lamalgue holst du Brot, Wein und ein Stück Käse.«

»Ich bin im Bagno, um zu arbeiten, nicht aber um Ihre Aufträge auszuführen«, antwortete derjenige, an den dieser Befehl gerichtet war.

»Ach, richtig; ich vergaß, daß du ein zu vornehmer Herr bist, um

das zu tun, Herr Doktor; doch da es sich ebensogut um dein Frühstück handelt als um das der anderen . . . «

»Ich habe meine Suppe gegessen, und mich hungert nicht«, antwortete der Galeerensklave.

»Entschuldigen Sie – nun wohl! Rossignol wird nicht so stolz sein. Vorwärts, Rossignol, mein Sohn.«

Die Vermutung des ehrenwerten Aufsehers war richtig. Derjenige, an den das Wort gerichtet gewesen war und der ohne Zweifel seinen Namen dem Mißbrauch verdankte, den er mit dem geistreichen Instrument getrieben hatte, mit dessen Hilfe man den fehlenden Schlüssel zu ersetzen pflegt, mit einem Dietrich, stand auf, schleppte seinen Kameraden hinter sich her – im Bagno sind bekanntlich immer zwei Sträflinge aneinander gekettet – und ging auf die Schenke zu, die uns mit Lebensmitteln zu versehen die Ehre hatte.

Mittlerweile warf ich einen Blick auf den Widerspenstigen, dessen wenig ehrfurchtsvolle Antwort zu meinem großen Erstaunen anscheinend keine Strafe nach sich zu ziehen schien. Der jedoch hatte den Kopf von mir abgewandt, und da er diese Stellung mit einer Beharrlichkeit behauptete, die das Resultat eines festen Entschlusses zu sein schien, konnte ich sein Gesicht nicht sehen; aber ich prägte mir sein blondes Haar und seinen roten Schnurrbart ein, kehrte in meine Bastide zurück und nahm mir vor, den Mann in einem günstigen Augenblick näher zu betrachten.

Ich gestehe, daß mich meine Neugier veranlaßte, mein Frühstück zu beschleunigen. Ich trieb auch Jadin, der meine Ungeduld nicht begriff, zur Eile und kehrte zum Strand zurück.

Unsere neuen Diener waren nicht so weit vorgerückt wie wir: Wein vom Fort Lamalgue, Weißbrot und Käse waren für sie etwas Außergewöhnliches, etwas, das sie sonst gar nicht hatten, und so zogen sie den Genuß ihres Mahles in die Länge.

Rossignol und sein Gefährte besonders schienen dieses Glück im höchsten Grad zu schätzen.

Fügen wir hinzu, daß der Aufseher seinerseits menschlich genug war, es wie seine Untergebenen zu machen: Nur hatten seine Untergebenen eine Flasche für zwei, während er zwei Flaschen für

sich allein hatte.

Jener Gabriel war zwar von seinem Kettengenossen, der nicht auf das Mahl verzichten wollte, gezwungen worden, sich mit den andern zu setzen; aber in seiner menschenfeindlichen Stimmung schaute er ihnen nur verächtlich zu, wie sie speisten, ohne irgend etwas anzurühren.

Als die Galeerensklaven mich erblickten, standen sie alle auf, obgleich ihr Mahl, wie gesagt, noch nicht verzehrt war; ich gab ihnen jedoch durch ein Zeichen zu verstehen, sie mögen beenden, was sie so gut angefangen, und ich würde warten.

Der Mann, den ich sehen wollte, hatte keine Mittel mehr, meine Blicke zu vermeiden.

Ich schaute ihn also in aller Ruhe an, obgleich er seine Mütze absichtlich, um dieser Prüfung zu entgehen, bis an die Augen gezogen hatte.

Er mochte ungefähr achtundzwanzig bis dreißig Jahre alt sein; im Gegensatz zu seinen Nachbarn, auf deren roher Physiognomie man leicht die Leidenschaften lesen konnte, die sie an den Ort geführt hatten, wo sie nunmehr waren, hatte er eines von den verwaschenen Gesichtern, bei denen man von einer gewissen Entfernung an keinen Zug erkennt. Sein Bart – es war ein Vollbart – war spärlich und von einer falschen Farbe und vermochte seinem Gesicht keinen bestimmten Charakter zu geben.

Seine hellgrauen Augen schweiften unentschieden von einem Gegenstand zum andern, ohne sich durch irgendeinen Ausdruck zu beleben; seine Glieder waren schwächlich und schienen von der Natur durchaus zu keiner anstrengenden Arbeit bestimmt zu sein. Kurz, von den sieben Todsünden, die auf der Erde im Namen des Feindes der Menschheit Anhänger werben, war diejenige, unter deren Banner er sich hatte aufnehmen lassen, offenbar die Trägheit.

Ich hätte also meine Blicke schnell wieder von diesem Menschen abgewandt, der, wie ich mit Bestimmtheit annahm, zum Studium nur ein Verbrechen zweiten Ranges zu bieten vermochte, wäre nicht durch eine schwache Erinnerung meinem Gedächtnis zugeflüstert worden: Du siehst ihn nicht zum erstenmal.

Leider war es, wie erwähnt, eine von jenen Physiognomien, bei denen nichts auffällt, eine von jenen, die, abgesehen von ganz besonderen Gründen, keinen Eindruck hinterlassen.

Während ich überzeugt blieb, daß ich diesen Menschen schon gesehen haben mußte – was dadurch, daß er meine Blicke so beharrlich vermied, bestätigt wurde –, war es mir unmöglich, mich zu erinnern, wo und wie ich ihn gesehen.

Ich näherte mich dem Aufseher und fragte ihn nach dem Namen desjenigen meiner Gäste, der meinem Mahl so wenig Ehre erwies.

Er hieß Gabriel Lambert.

Dieser Name unterstützte mein Gedächtnis durchaus nicht; ich hörte ihn zum erstenmal. Ich glaubte, ich hätte mich getäuscht, und da Jadin auf der Schwelle unserer Villa erschien, ging ich ihm entgegen.

Jadin brachte unsere zwei Flinten; wir hatten an diesem Tag nichts anderes vor, als Seevögel zu schießen.

Ich sprach ein paar Worte mit Jadin und empfahl ihm, den Mann, welcher der Gegenstand meiner Neugier war, aufmerksam zu betrachten. Doch Jadin erinnerte sich nicht, ihn gesehen zu haben, und der Name Gabriel Lambert war ihm wie mir völlig fremd.

Mittlerweile hatten unsere Galeerensklaven ihr Mahl beendet; sie standen auf, um wieder ihren Posten in der Barke einzunehmen; wir näherten uns dem Boot ebenfalls. Und da wir, um es zu erreichen, von Fels zu Fels springen mußten, machte der Aufseher diesen Unglücklichen ein Zeichen, und sie traten sofort bis an die Knie ins Wasser, um uns zu helfen.

Dabei bemerkte ich etwas Eigenartiges: Denn anstatt uns die Hand als Stütze zu reichen, wie es Matrosen zu tun pflegen, boten sie uns den Ellenbogen.

War dies die Folge eines vorher gegebenen Befehles? Geschah dies in der demütigen Überzeugung, ihre Hand wäre unwürdig, die Hand eines ehrlichen Menschen zu berühren?

Gabriel Lambert war schon mit seinen Gefährten in der Barke und hatte zum Riemen gegriffen.

2. Kapitel

Henri de Faverne

Wir fuhren ab; doch wie groß auch die Zahl der Möwen war, die uns umflatterten, meine Aufmerksamkeit blieb einem einzigen Ziel zugewandt. Je mehr ich diesen Menschen anschaute, desto mehr kam es mir vor, als wäre er mir vor nicht allzulanger Zeit auf irgendeine Weise begegnet. Wo das? Wie das? – Dessen konnte ich mich nicht erinnern.

Zwei bis drei Stunden vergingen bei diesem hartnäckigen Nachsuchen in meinem Gedächtnis, doch ich führte kein Resultat herbei.

Der Galeerensklave schien so sehr darauf bedacht, meinen Blick zu meiden, daß der Erfolg, den dieser Blick offenbar bei ihm hervorbrachte, mir peinlich zu werden begann; deshalb bemühte ich mich schließlich, an etwas anderes zu denken.

Doch man weiß, wie bohrend das ist, wenn man sich an etwas Bestimmtes erinnern will, ohne daß es gelingt. Unwillkürlich kam ich immer wieder darauf zurück.

In der Überzeugung, daß ich mich nicht täuschte, bestärkte mich noch der Umstand, daß, sooft ich die Augen von ihm abgewandt hatte, er jedes mal zu mir herüberblickte, was ich an seiner schnellen Bewegung feststellen konnte, mit der er den Kopf wendete, sah ich wieder zu ihm.

So verging der Tag: Wir landeten einige Male. Ich war in jener Zeit damit beschäftigt, die Lebensereignisse von Murat zusammenzustellen und zu ordnen, und ein Teil dieser Ereignisse war an den Orten vorgefallen, wo wir uns befanden; bald bat ich Jadin, eine Zeichnung für mich zu entwerfen, bald wollte ich eine einfache Untersuchung der Örtlichkeit vornehmen.

Jedes mal näherte ich mich dem Aufseher, um ihn zu befragen,

doch jedes mal begegnete ich dem Blick Gabriel Lamberts, der mir so demütig, so flehend vorkam, daß ich die Erläuterung, die ich verlangen wollte, auf später verschob.

Um fünf Uhr nachmittags kehrten wir zurück.

Da der Rest des Tages dem Mittagessen und der Arbeit gewidmet sein sollte, entließ ich meinen Aufseher und seine Truppe und bestellte ihn für den nächsten Morgen um acht Uhr.

Unwillkürlich konnte ich an nichts anderes denken als an diesen Menschen. Es ist uns allen zuweilen vorgekommen, daß wir in unserer Erinnerung einen Namen suchen, den wir nicht wiederfinden, und dennoch haben wir diesen Namen einst ganz genau gewußt. Dieser Name flieht gleichsam das Gedächtnis, wir haben den Klang im Ohr, die Form im Geist; ein flüchtiger Schimmer erleuchtet ihn, er will mit einem Ausruf aus unserem Mund hervor, plötzlich aber entweicht dieser Name abermals, versenkt sich wieder tiefer ins Dunkel und verschwindet ganz und gar, so daß man sich am Ende fragt, ob man ihn nicht im Traum gehört habe. Und schließlich kommt es einem vor, als müsse sich der Geist, werde er seine Forschung weiter fortsetzen, in der Finsternis verlieren und an die Grenzen des Wahnsinns gelangen.

So ging es mir während des ganzen Abends und während eines Teils der Nacht.

Nur war es seltsamerweise nichts Abstraktes, nicht ein Ton ohne Körper, was mich floh, sondern ein Mensch, den ich fünf bis sechs Stunden unter den Augen gehabt, den ich mit dem Blick hatte befragen können, den ich mit der Hand zu berühren imstande gewesen wäre.

Diesmal gab es wenigstens keinen Zweifel für mich: Es war weder ein Traum, den ich gehabt, noch ein Gespenst, das mir erschienen: Ich war mir der Wirklichkeit sicher und erwartete den Morgen voll Ungeduld.

Schon um sieben Uhr war ich an meinem Fenster, um die Barke kommen zu sehen.

Ich erblickte sie, als sie aus dem Hafen herausfuhr, einem schwarzen Punkt ähnlich; je näher sie kam, desto deutlicher wurde

ihre Form.

Anfangs sah sie aus wie ein großer Fisch, der auf der Oberfläche des Meeres schwamm; das Ungeheuer schien mit Hilfe seiner zwölf Füße auf dem Wasser zu marschieren.

Dann unterschied man die Menschen und endlich die Züge ihrer Gesichter.

Doch bis zu diesem Punkt gelangt, suchte ich vergebens Gabriel Lambert; er fehlte, und zwei andere Sträflinge hatten ihn und seinen Gefährten ersetzt.

Ich lief zum Ufer.

Die Galeerensklaven glaubten, ich hätte Eile, mich einzuschiffen, und sprangen ins Wasser, um die Kette zu bilden; doch ich gab ihrem Wächter durch ein Zeichen zu verstehen, er möge zu mir kommen, damit ich allein mit ihm sprechen könnte.

Er kam. Ich fragte ihn, warum Gabriel Lambert nicht mitgekommen wäre.

Er antwortete mir, Lambert habe vom Dienst freigesprochen zu werden verlangt, da er von einem heftigen Fieber befallen wäre, was ihm auch auf ein ärztliches Zeugnis hin bewilligt worden sei.

Während ich mit dem Aufseher sprach, über dessen Schulter ich die Barke und die Leute, mit denen sie bemannt war, sehen konnte, zog einer von den Galeerensklaven einen Brief aus der Tasche und zeigte ihn mir.

Es war der, den ich unter dem Namen Rossignol kennengelernt hatte. Ich begriff, daß es Gabriel möglich geworden war, mir zu schreiben, und daß es Rossignol übernommen hatte, sein Bote zu sein. Ich erwiderte mit einer Gebärde des Einverständnisses das Zeichen, das er mir machte, und dankte dem Aufseher.

»Wünschte ihn der Herr vielleicht zu sprechen?« fragte mich der Aufseher. »In diesem Fall würde ich ihn selbstverständlich, krank oder nicht krank, morgen kommen lassen.«

»Nein«, erwiderte ich, »es ist mir gestern nur sein Gesicht aufgefallen, und als ich ihn heute nicht unter seinen Kameraden sah, erkundigte ich mich nach der Ursache seiner Abwesenheit. Es

scheint mir, dieser Mensch steht über denen, mit welchen er zusammen ist.«

»Ja, ja«, sagte der Aufseher, »es ist einer von unseren Herren; er mag machen, was er will, man sieht es sogleich.«

Ich wollte meinen braven Aufseher fragen, was er unter den Worten »unsere Herren« verstünde, als ich Rossignol sah, der, während er zugleich seinen Kettengefährten nach sich zog, einen Stein aufhob und den Brief, den er mir gezeigt hatte, unter diesem Stein verbarg.

Von nun an hatte ich, wie man leicht begreift, nur noch ein Verlangen: das, diesen Brief zu lesen.

Ich entließ den Aufseher mit einer Kopfbewegung, die ihm andeutete, daß ich ihm nichts mehr zu sagen hatte, und setzte mich zu dem Stein.

Er kehrte sogleich zurück, um seinen Platz im Vorderteil der Barke wieder einzunehmen.

Während dieser Zeit hob ich den Stein auf und bemächtigte mich des Briefes, und seltsamerweise nicht ohne eine gewisse innere Bewegung.

Ich begab mich wieder in meine Wohnung. Dieser Brief war auf ein grobes Schulpapier geschrieben, aber sauber und mit einer gewissen Zierlichkeit zusammengelegt.

Die Schrift war klein, fein und von einem Charakter, der einem Schreiber von Profession Ehre gemacht hätte.

Der Brief war überschrieben: »An Herrn Alexandre Dumas.«

Dieser Mensch hatte mich also auch erkannt.

Rasch öffnete ich den Brief und las wie folgt:

»Mein Herr,

ich habe gestern Gesehen, wie ser Sie sich anstrenkten, Mich zu erkennen, und Sie mußten sehen, wie ser ich Mich anstrengte, nicht erkant zu werden.

Sie begreifen, daß unter allen Temütigungen, denen Wir preisgegeben sind, eine der Größten diejenige ist, daß Wir uns,

Unserer Würde entgleitet, wie wir dies sind, einem Manne gegenüber befinden, den wir in der Gesellschaft getroffen haben.

Ich habe Mir also das Fieber gegeben, um mir heute diese Demütigung zu ersparen.

Sollten sie einigermitleid für einen Unglücklichen empfinden, der, Er weiß es wohl, nicht einmal ein Recht auf Mitleid hat, so verlangen Sie nicht, mein Herr, daß Ich in Ihren Dienst zurückkehre; ich wage es sogar, Mir noch mehr von Ihnen zu erbitten: Richten Sie keine Frage an Mich über meine Person.

Im Austausch für diese Knade, um deren Bewilligung ich Sie auf den Knien anflehe, gebe ich Ihnen Mein Ehrenwort, daß Ich Ihnen, ehe Sie Toulon verlassen, den Namen mitteile, unter dem Sie Mich getroffen haben; mit diesem Namen werden Sie alles wissen, was Sie zu wissen wünschen.

Haben Sie die Güte, die Bitte desjenigen in Erwägung zu ziehen, der nicht den Mut hat, Sich zu nennen

Ihren ergebensten Diener

Gabriel Lambert«

Wie die Adresse, so war auch der Brief mit der schönsten englischen Handschrift geschrieben; er zeigte eine gewisse Gewandtheit des Stils, obgleich die orthographischen Fehler, die er enthielt, den Mangel an aller Erziehung bezeichneten.

Die Unterschrift war mit einem von jenen verwickelten Federzügen geschmückt, wie man sie nur noch am Ende des Namens gewisser Dorfnotare findet.

Es war eine seltsame Mischung von origineller Gewöhnlichkeit und angeeigneter Eleganz. Dieser Brief sagte mir im Augenblick nichts, aber er versprach mir für die Zukunft alles, was ich zu wissen wünschte. Daher fühlte ich mich von Mitleid erfaßt für diese Natur, die erhabener oder, wenn man will, niedriger war als die der anderen.

Lag nicht ein Rest von Größe in seiner Demütigung?

Ich beschloß also, ihm zu bewilligen, was er von mir forderte, und

sagte dem Aufseher, weit entfernt zu wünschen, daß man mir Gabriel Lambert zurückgeben würde, hätte ich selbst darum gebeten, mich von diesem Menschen zu befreien, dessen Gesicht mir mißfiel.

Dann öffnete ich den Mund nicht mehr, und niemand sprach ein Wort von der Sache.

Ich verweilte noch vierzehn Tage in Toulon, und während dieser vierzehn Tage blieben die Barke und ihre Mannschaft in meinem Dienst.

Nur kündigte ich im voraus meine Abreise an.

Ich wünschte, daß diese Kunde zu Gabriel Lambert gelangen möge, denn ich wollte sehen, ob er sich des Ehrenworts, das er mir gegeben, erinnern würde.

Der letzte Tag verging, ohne daß mir irgend etwas andeutete, mein Mann schicke sich auch nur im entferntesten an, sein Versprechen zu halten, und ich gestehe, ich machte mir meine Diskretion schon zum Vorwurf, als ich, während ich von meinen Leuten Abschied nahm, Rossignol einen Blick auf den Stein werfen sah, unter dem er Lamberts Brief versteckt hatte.

Dieser Blick war so bezeichnend, daß ich ihn auf der Stelle begriff, und ich antwortete durch eine Gebärde, die sagen wollte: Es ist gut.

Während diese Unglücklichen, verzweifelt darüber, daß sie mich verlassen sollten – die vierzehn Tage, die sie in meinem Dienste zugebracht, waren Festtage für sie gewesen –, davonfuhren, hob ich den Stein auf und fand darunter eine Karte.

Auf dieser Karte las ich: Vicomte Henri de Faverne.

3. Kapitel

Das Foyer der Oper

Gabriel Lambert hatte recht; dieser Name sagte mir, wenn nicht alles, doch wenigstens einen Teil von dem, was ich zu wissen wünschte. »Es ist richtig, Henri de Faverne!« rief ich. »Henri de Faverne, so ist es! Warum, zum Teufel, habe ich ihn nicht wiedererkannt?«

Allerdings hatte ich den, welcher diesen Namen führte, nur zweimal gesehen, doch unter Umständen, unter denen sich seine Züge tief in mein Gedächtnis eingeprägt.

Es war die dritte Vorstellung von »Robert der Teufel«; ich ging mit einem meiner Freunde, dem Baron Olivier d'Hornoy, im Foyer der Oper auf und ab.

Ich war mit ihm an diesem Abend nach drei Jahren zum ersten mal wieder zusammengetroffen.

Wichtige Angelegenheiten hatten ihn nach Guadeloupe gerufen, wo seine Familie beträchtliche Güter besaß, und er war erst seit einem Monat aus den Kolonien zurück.

Dieses Wiedersehen gewährte mir große Freude, denn wir hatten früher in enger Verbindung miteinander gestanden. Zweimal begegneten wir beim Hinundhergehen einem Menschen, der d'Hornoy jedesmal auf eine höchst auffällige Weise anschaute.

Wir sollten ihm eben zum dritten mal begegnen, da fragte mich Olivier: »Ist es Ihnen gleichgültig, ob wir im Korridor oder hier auf und ab gehen?«

»Völlig gleichgültig«, antwortete ich, »doch warum?«

»Ich werde es Ihnen gleich sagen«, erwiderte er.

Wir machten einige Schritte und befanden uns im Korridor.

»Weil«, fuhr er fort, »weil wir zweimal einem Menschen begegnet sind . . . « » . . . der uns auf eine seltsame Weise anschaute; ich

habe es bemerkt. Wer ist dieser Mensch?«

»Ich kann es Ihnen nicht genau sagen, ich weiß nur, daß er aussieht, als suche er aus irgendeinem Grund eine Auseinandersetzung mit mir, während ich ganz und gar keinen Streit mit ihm wünsche.«

»Und seit wann, mein Olivier, fürchten Sie die Streitigkeiten? Wenn ich mich recht erinnere, standen Sie früher in dem unseligen Ruf, sie eher zu suchen als zu fliehen.«

»Ja, es ist wahr, ich schlage mich, wenn es sein muß; doch Sie wissen, man schlägt sich nicht mit jedem.«

»Ich begreife, dieser Mensch ist ein Industrieritter.«

»Das weiß ich nicht genau, doch ich befürchte es.«

»In diesem Fall, mein Lieber, haben Sie völlig recht: Das Leben ist ein Kapital, das man nur gegen ein ungefähr gleichbedeutendes Kapital wagen darf; wer es anders hält, betreibt ein Narrenspiel.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür einer Loge, und eine junge, hübsche Frau machte Olivier kokett ein Zeichen mit der Hand, daß sie ihn zu sprechen wünsche.

»Verzeihen Sie, mein Lieber, ich muß Sie verlassen.«

»Für lange Zeit?«

»Nein, gehen Sie im Korridor auf und ab, ich werde Sie nicht länger als zehn Minuten warten lassen.«

Ich setzte meinen Spaziergang allein fort und war gerade auf der Seite, die der Loge gegenüberlag, vor der ich Olivier verlassen hatte, als ich plötzlich lauten Stimmenwechsel vernahm und sah, wie sich die in den Gängen Flanierenden zu der Stelle wandten, wo dieser Stimmenwechsel entstanden war; ich ging auch dorthin und gewahrte Olivier, der aus dem Menschengewühl herauskam, mich, sobald er meiner ansichtig wurde, am Arm nahm und zu mir sagte: »Kommen Sie, mein Lieber, lassen Sie uns gehen.«

»Was gibt es denn?« fragte ich. »Und warum sind Sie so bleich?«
»Es ist geschehen, was ich voraussah; dieser Mensch hat mich beleidigt, und ich muß mich mit ihm schlagen. Doch kommen Sie mit zu mir, oder wollen wir zu Ihnen? Ich werde Ihnen alles erzählen.«

Wir stiegen rasch eine Treppe hinab, während der Fremde die andere hinuntereilte; er hielt sein mit Blut beflecktes Taschentuch vor das Gesicht.

Olivier und er trafen sich an der Tür.

»Sie werden es nicht vergessen, mein Herr«, sprach der Fremde mit lauter Stimme, so daß ihn jeder hören mußte. »Sie werden es nicht vergessen, daß ich Sie morgen um sechs Uhr im Bois de Boulogne erwarte.«

»Jawohl, mein Herr«, versetzte Olivier, die Schultern zuckend. »Ich werde Sie nicht verfehlen.«

Und er trat einen Schritt zurück, um seinen Gegner vorüberzulassen. Dieser verließ das Theater und warf sich mit einer schwungvollen Bewegung, wahrscheinlich, um aller Augen auf sich zu lenken, den Mantel um.

»Mein Gott«, sagte ich zu Olivier, »was für ein Mensch ist das? Und Sie wollen sich mit ihm schlagen?«

»Ich muß wohl.«

»Warum müssen Sie?«

»Weil er die Hand gegen mich erhoben hat und weil ich ihm einen Hieb mit dem Stock über das Gesicht versetzt habe.« »Wirklich?« »Bei meinem Wort! Eine Lastträgerszene, so schmutzig, wie man sie sich nur immer denken kann. Ich schäme mich dessen; doch was wollen Sie! Es ist nun einmal so.«

»Aber wer ist denn dieser Bauernkerl, der da glaubt, man müsse Leuten unserer Art Ohrfeigen geben, um sie dazu zu bringen, daß sie sich schlagen?«

»Wer er ist? Er ist ein Herr, der sich Vicomte Henri de Faverne nennen läßt.«

»Henri de Faverne, ich kenne ihn nicht.«

»Ich auch nicht.«

»Wie können Sie sich mit jemandem streiten, den Sie gar nicht kennen?« »Gerade weil ich ihn nicht kenne, ist dieser Streit entstanden. Das kommt Ihnen seltsam vor, nicht wahr?«

»Ich gestehe es.«

»Ich will es Ihnen erzählen. Hören Sie, es ist schönes Wetter, statt uns zwischen vier Wänden einzuschließen, wollen wir, wenn es Ihnen genehm ist, bis zur Madeleine gehen.«

»Wohin Sie wollen.«

»Vernehmen Sie also, dieser Henri de Faverne hat herrliche Pferde und spielt ein wahnsinniges Spiel, ohne daß man weiß, ob und woher er Vermögen besitzt. Übrigens bezahlt er gut, was er kauft oder was er verliert, und es läßt sich von dieser Seite nichts gegen ihn sagen. Doch da er, wie es scheint, heiraten will, hat man ihn um einige Erläuterungen über das Vermögen gebeten, von dem er so großzügigen Gebrauch macht. Er erwiderte darauf, er entstamme einer reichen Pflanzerfamilie, die bedeutende Güter in Guadeloupe besitze.

Nun bin ich ja gerade erst von Guadeloupe hier angekommen, und deshalb erkundigte man sich bei mir und fragte mich, ob ich einen Grafen de Faverne in Pointe-à-Pitre kenne. Dazu muß ich Ihnen sagen, daß ich in Pointe-à-Pitre alles kenne, das gekannt zu werden verdient; und von einem Ende der Insel bis zum anderen gibt es ebensowenig einen Grafen de Faverne wie auf meiner Hand.

Sie begreifen, ich sagte ganz einfach, wie die Sache war, ohne auf das, was ich äußerte, irgendein Gewicht zu legen. Da es übrigens der Wahrheit entspricht, hätte ich es am Ende in jedem Fall gesagt.

Es scheint nun, meine Weigerung, diesen Herrn anzuerkennen, hat seinen Heiratsplänen ein Hindernis in den Weg gestellt. Er schrie ganz laut, ich wäre ein Verleumder und er würde mich meine Verleumdung bereuen lassen. Ich kümmerte mich nicht weiter darum, doch heute Abend begegnete ich ihm, wie Sie gesehen haben, und ich fühlte – Sie wissen, man fühlt so etwas –, ich würde Streit mit diesem Menschen bekommen.

Sie sind übrigens Zeuge, mein lieber Freund, daß ich diesen Streit vermieden habe, solange ich konnte. Ich verließ das Foyer, ich ging in den Korridor, und als ich sah, daß er uns auch in den Korridor folgte, trat ich in die Loge der Gräfin M . . . , die, wie Sie wissen, Kreolin ist und nie von diesem Herrn oder von irgendeinem Faverne hat sprechen hören.

Ich glaubte damit allem Weiteren aus dem Weg zu gehen, aber er erwartete mich vor der Loge, das übrige wissen Sie. Morgen schlagen wir uns, wie Sie gehört haben.«

»Ja, um sechs Uhr morgens; doch wer hat diesen Zeitpunkt festgesetzt?«

»Das beweist mir abermals, daß ich es mit einem Bauernkerl zu tun habe. Ist es je an den Gegnern, dergleichen Dinge zu arrangieren? Was bliebe den Zeugen dann noch zu tun? Und außerdem – sich morgens um sechs Uhr zu schlagen, begreifen Sie das? Wer steht um sechs Uhr auf? Dieser Mensch ist also in seiner Jugend Ackerknecht gewesen! Ich meinesteihs weiß, daß ich morgen von einer abscheulichen Laune sein und mich sehr schlecht schlagen werde.«

»Wie, Sie werden sich sehr schlecht schlagen?«

»Ganz gewiß, es ist, zum Teufel, etwas Ernstes um einen Zweikampf. Man nimmt sich jede Bequemlichkeit bei der Liebe, aber man gesteht sich nicht die geringste Phantasie zu, wenn es sich um ein Duell handelt! Ich weiß nur, daß ich mich immer um elf Uhr oder zur Mittagsstunde geschlagen und mich im allgemeinen sehr gut dabei befunden habe. Ich frage Sie: um sechs Uhr morgens, im Monat Oktober, man stirbt vor Kälte, man schnattert, man hat nicht geschlafen!«

»Gehen Sie nach Hause, und legen Sie sich zu Bett!«

»Ja, legen Sie sich zu Bett, das ist leicht gesagt; man hat immer, wenn man sich am anderen Tag schlägt, etwas Ähnliches wie ein Testament zu machen, einen Brief an seine Mutter oder seine Geliebte zu schreiben: alles das nimmt einen bis zwei Uhr morgens in Anspruch.

Dann schläft man schlecht; denn sehen Sie, man mag sagen, was man will, man mag brav sein, sosehr man will: Es ist immer eine schlimme Nacht, die Nacht, die einem Duell vorhergeht; und um fünf Uhr aufstehen! Denn soll man sich um sechs Uhr im Bois de Boulogne einfinden, so muß man um fünf Uhr aufstehen. Bei Licht aufstehen, kennen Sie etwas Verdrießlicheres als das?

Er mag sich ja gut halten, dieser Herr; ich werde ihn nicht

schonen, dafür stehe ich Ihnen. Ah! Ich rechne damit, daß Sie mein Zeuge sind.«

»Sie dürfen mit mir rechnen.«

»Bringen Sie bitte Ihre Degen mit; ich möchte meine deshalb nicht benutzen, damit er nicht sagen kann, ich wolle mich meines Vorteils versichern.«

»Sie werden sich mit Degen schlagen?«

»Ja, das ist mir lieber; das tötet ebensogut wie die Pistole und macht nicht zum Krüppel; eine schlechte Kugel zerschmettert einem den Arm, man muß ihn abnehmen, und man ist verstümmelt. – Bringen Sie Ihre Degen mit.«

»Es ist gut; ich werde um fünf Uhr bei Ihnen sein.« »Um fünf Uhr! Wie belustigend muß es auch für Sie sein, um fünf Uhr aufstehen zu müssen!« »Oh, mir ist es beinahe gleichgültig, denn es ist die Stunde, zu der ich mich sonst schlafen lege.«

»Gleichviel, wenn die Dinge unter anständigen Leuten vorgehen und Sie mein Zeuge sind, so lassen Sie mich schlagen, wie es Ihnen beliebt, doch lassen Sie mich um elf Uhr oder zur Mittagsstunde schlagen, und Sie werden sehen, bei meinem Ehrenwort, es wird kein Vergleich sein; ich werde zu hundert Prozent gewinnen.«

»Still doch, ich bin überzeugt, Sie sind morgen unübertrefflich.«

»Ich werde mein Bestes tun; doch auf Ehre, ich hätte mich lieber heute Abend wie ein Soldat auf der Wache unter einer Laterne geschlagen, als daß ich morgen um eine solche Stunde aufstehen müßte; Sie, mein Lieber, der Sie kein Testament zu machen haben, legen Sie sich zu Bett und empfangen Sie meine Entschuldigung im Namen dieses Menschen.«

»Ich gehe von Ihnen, mein lieber Olivier, doch nur, um Ihnen Ihre ganze Zeit zu lassen. Haben Sie mir sonst einen Auftrag zu geben?«

»Ja, bitte. Ich brauche zwei Zeugen: Gehen Sie in den Club, und sagen Sie Alfred de Nerval, ich rechne auch mit ihm; das wird ihm nicht zu lästig sein, er wird bis um diese Stunde spielen, und damit ist alles abgemacht. Dann brauchen wir – bei meinem Ehrenwort, ich weiß nicht, wo ich den Kopf habe –, wir brauchen einen Arzt; ich

habe keine Lust, diesem Herrn, wenn ich ihm einen Degenstich beibringe, das Blut auszusaugen; es ist mir lieber, wenn man ihn zur Ader läßt.«

»Haben Sie an jemand Bestimmtes gedacht?«

»Wie meinen Sie?«

»Ob Sie an einen bestimmten Arzt gedacht haben.«

»Nein! Ich halte von ihnen allen nicht viel. Nehmen Sie Fabien; ist es nicht Ihr Arzt? Es ist auch mein Arzt; er wird uns diesen Dienst mit Vergnügen leisten, wenn er nicht etwa befürchtet, es könnte ihm beim König schaden; Sie wissen ja wohl, daß er alle Vierteljahre bei Hof ist, um den König zu untersuchen.«

»Seien Sie unbesorgt, er wird nicht daran denken.«

»Ich glaube es auch, denn er ist ein vortrefflicher Junge; entschuldigen Sie mich bei ihm, daß ich ihn zu einer solchen Stunde aufzustehen veranlasse.«

»Bah, er ist daran gewöhnt!« »Für eine Geburtshilfe, ja, aber nicht für ein Duell. – Doch ich plaudere hier wie eine Elster und halte Sie auf, während Sie im Bett sein sollten. Legen Sie sich nieder, mein lieber Freund, legen Sie sich nieder.«

»Gute Nacht und guten Mut!«

»Ich schwöre Ihnen, ich weiß nicht, wie es sein wird«, sagte Olivier, indem er gähnte, als wolle er sich den Kiefer ausrenken, »in der Tat, Sie machen sich keinen Begriff davon, wie sehr es mich langweilt, mich mit diesem Burschen zu schlagen.«

Nach diesen Worten verließ mich Olivier, um nach Hause zu gehen, während ich in den Club und zu Fabien ging. Ich hatte ihm, als ich ihn verließ, die Hand gegeben und gefühlt, daß seine Hand von einem nervösen Zittern befallen war.

Ich begriff das nicht. Olivier stand beinahe in dem Ruf, keinem Duell aus dem Wege zu gehen. Wie konnte ein Zweikampf plötzlich einen so heftigen Eindruck auf ihn machen.

Nichtsdestoweniger war ich seiner für den anderen Tag sicher.

4. Kapitel

Vorbereitungen

»Mein Lieber, Sie sprechen, als ob Sie ihn zu töten sicher wären.«

»Sie begreifen, man ist nie sicher, daß man seinen Mann tötet; nur die Ärzte können hierfür stehen. Nicht wahr, Fabien?« fügte er lächelnd hinzu, indem er dem Arzt, der eben eintrat, die Hand reichte. »Doch ich werde ihm einen hübschen Degenstich beibringen, das ist gewiß.«

»So etwa wie der, den Sie am Vorabend Ihrer Abreise nach Guadeloupe dem portugiesischen Offizier gaben, den ich nur mit der allergrößten Mühe dem Tode entrissen habe, nicht wahr?« fragte Fabien.

»Bei ihm war es etwas anderes; das war im Mai; und außerdem fragte er höflich, wann es mir angenehm sei, anstatt mir brutal seine Stunde ins Gesicht zu werfen. Denken Sie sich, mein Lieber, es war eine Vergnügungspartie, wir schlugen uns um elf Uhr morgens in Montmorency, es war ein herrlicher Tag. Erinnern Sie sich, Fabien, in dem Gebüsch neben uns sang eine Grasmücke: Ich bete die Vögel an. Während des Kampfes hörte ich die Grasmücke singen; sie entflog erst bei der Bewegung, die Sie machten, als Sie meinen Gegner fallen sahen.

Wie gut er fiel, nicht wahr? Er grüßte mich dabei mit der Hand; es war ein äußerst anständiger Mann, dieser Portugiese; der andere, Sie werden es sehen, wird fallen wie ein Ochs und mich bespritzen.«

»Ah, mein lieber Olivier«, sagte ich, »Sie sind also ein heiliger Georg, da Sie im voraus so sprechen?«

»Nein, ich fechte sogar ziemlich schlecht, aber ich habe ein festes Handgelenk und auf dem Kampfplatz eine Kaltblütigkeit wie alle Teufel; dabei habe ich es diesmal mit einem Feigling zu tun.«

»Mit einem Feigling . . . und trotzdem hat er Sie

herausgefordert?«

»Das tut nichts, es bestätigt im Gegenteil meine Behauptung. Sie haben wohl gesehen, daß er, statt mir ruhig seine Zeugen zu schicken, wie man dies in guter Gesellschaft tut, sich den Kopf dadurch zu erhitzen versuchte, daß er mich beleidigte; auch ging er zweimal an mir vorüber, ohne etwas anderes zu tun, als mich anzuschauen; erst als er mich ihm aus dem Wege gehen sah, glaubte er, ich hätte Angst, und ließ sich den Kamm wachsen; es ist ein Mensch, der es nötig hat, sich mit einem Mann von Stand zu schlagen, um die Flecken von seiner Ehre zu tilgen. Es ist nicht ein Duell, was er mir vorschlägt, sondern eine Spekulation, die er unternimmt, eine Spekulation, die darauf abzielt, daß dieser Bauernkerl als meinesgleichen betrachtet werden will. Übrigens werden Sie dies alles auf dem Kampfplatz sehen . . . Da kommt endlich Nerval; ich glaubte, er würde gar nicht kommen.«

»Das ist nicht mein Fehler, mein Lieber«, sagte Nerval eintretend. »Übrigens komme ich nicht zu spät.« (Er zog die Uhr.) »Fünf Uhr. Denke dir, daß ich dreißigtausend Franc von Valjusion gewonnen habe und daß ich ihm Revanche auf Revanche geben mußte, bis er nur noch zweitausend verlor. – Du schlägst dich also?«

»Oh, mein Gott, ja.«

»Alexandre kam gerade, um es mir zu sagen, als ich um zweihundert Louisdor leichter gemacht worden war, so daß ich ziemlich schlecht hörte. – Hättest du nicht auch gehalten, neunundzwanzig durch den Umschlag und das Ausspielen?«

»Gewiß hätte ich gehalten.«

»Nun gut! Ich finde fünf Kreuz; dieser Dummkopf von Larry, der die Karten gemischt hat, hatte sich drei allein und albernerweise wie alles, was er tut, das Ass und den König einem anderen gegeben. Ich hatte bereits zehntausend Franc verloren, als mir der gute Gedanke kam, mich beim Ecarté mit Valjusion zu erholen, wo ich weder verlor noch gewann. Sie spielen nicht, Fabien?«

»Nein.«

»Sie haben sehr recht: Ich kenne nichts Einfältigeres als das Spiel, es ist eine Gewohnheit, die ich angenommen habe und gern

wieder ablegen würde. Gibt es kein Gegenmittel, Doktor, aber ein angenehmes Mittel, ein moralisches Mittel, in Verbindung mit einer guten hygienischen Diät?

Doch bei dieser Gelegenheit, mein Lieber, wo, zum Teufel, hat d'Harville seinen abscheulichen Koch hergenommen? Bei einem konstitutionellen Minister? Er hat uns gestern ein Mittagessen gegeben, das niemand zu sich nehmen konnte. Du hattest das wohl schon vermutet und bist deshalb gar nicht erst gekommen; du hast wohl daran getan. – Wo schlägt man sich?»

»Im Bois de Boulogne, in der Allee de la Muette.«

»Das sind ja schon klassische Überlieferungen. Seitdem du in Guadeloupe bist, schlägt man sich nicht mehr dort; man schlägt sich in Clignancourt oder in Vincennes. – Ah, es gibt reizende Orte, die Nestor entdeckt hat; du weißt, er ist der Christoph Kolumbus dieser Welten; sie haben sich dort mit Galois geschlagen, ein reizendes Duell! Sie waren ja beide so brav; jeder gab dem anderen drei Degenstiche, und sie verließen sich zufrieden wie die Götter.«

»Genug jetzt, meine Herren«, warf Olivier ein. »Ich glaube, es ist jetzt Zeit, daß wir aufbrechen; wir dürfen nicht auf uns warten lassen.«

»Wie kommen wir dahin?«

»In einem Landauer, die Degen sind schon drin. Der Wagen ist so ehrbar, daß man nie vermuten wird, was er enthält.«

»Sehr gut! Gehen wir hinab.«

Wir gingen hinab, nahmen Platz im Wagen und befahlen dem Kutscher, uns in das Bois de Boulogne zu fahren.

»Ah«, sagte Alfred, als der Wagen zu rollen anfang, »ich werde vielleicht auch einen Strauß haben.«

»Und warum?«

»Deinetwegen.«

»Meinetwegen?«

»Ja. Erinnerst du dich, du sagtest kürzlich bei Frau de Méranges, du kennst in Guadeloupe keinen Herrn de Faverne.«

»Ganz richtig.«

»Ich hörte das, während ich eine Partie Whist spielte: Es war mir zu einem Ohr hinein- und zum anderen wieder hinausgegangen; und wen, glaubst du, schlägt man vorgestern vor, in den Club aufzunehmen? Einen Herrn Henri de Faverne, der sich Vicomte nennen läßt und, wie ich sicher weiß, gar nichts ist. Da sagte ich, es wäre unmöglich, diesen Menschen zuzulassen, die Faverne gäbe es gar nicht, du kenntest Guadeloupe wie deine Tasche und hättest nie von diesen Leuten sprechen hören; so wurde er zurückgewiesen. – Es ist übrigens ärgerlich, denn er spielt sehr gut; es scheint, er hat erfahren, daß ich mich gegen ihn ausgesprochen habe, und ist deshalb auf mich erbost. Aber soll er nur! Sobald er müde ist, mir zu grollen, wird er es mir sagen, und ich erwarte ihn. – Und mit wem schlägst du dich?«

»Mit ihm!«

»Mit wem?«

»Mit deinem Henri de Faverne.«

»Wie? Gegen mich ist er aufgebracht, und mit dir schlägt er sich?« »Ja, er wird erfahren haben, daß die Auskunft von mir herrührt, und hat sich ganz natürlich an mich gewandt.« »Warten wir einen Augenblick!« rief Alfred. »Ich werde es ihm sagen.«

»Du wirst ihm nichts sagen. Dieser Herr ist ein ungeschlachter Bursche, mit dem man nicht spricht; übrigens steht deine Angelegenheit in keinem Zusammenhang mit der meinen; er hat mich beleidigt, und ich muß mich mit ihm schlagen, das ist abgemacht. Nach mir kommt die Reihe an dich.«

»Du richtest sie gut zu, wenn du sie einmal aufs Korn nimmst. Doch diesen, ich bitte dich, töte nicht ganz; nur unter dieser Bedingung überlasse ich ihn dir. Willst du eine Zigarre?«

»Ich danke.«

»Du weißt nicht, was du ausschlägst; es sind echte Zigarren des Königs von Spanien, die Vernon von Havanna mitgebracht hat. – Sie rauchen nicht, Doktor?«

»Nein.«

»Sie haben unrecht.«

Und dann zündete Alfred seine Zigarre an, lehnte sich in eine Ecke des Wagens und überließ sich ganz der angenehmen Beschäftigung, die er sich mit dieser Zigarre gemacht hatte.

5. Kapitel

Die Allee de la Muette

Wir näherten uns seinen zwei Zeugen, die genötigt waren, ihm zu sagen, er möge sich entfernen.

Dann machte er pfeifend einige Schritte rückwärts und stieß das Stöckchen, das er in der Hand hielt, so heftig in die Erde, daß es zerbrach.

Die Vorbereitungen zum Zweikampf waren leicht zu bewerkstelligen. Herr de Faverne hatte die Stunde bezeichnet, Olivier hatte die Waffen gewählt, und damit war jede Versöhnung unmöglich.

Es handelte sich nur noch darum, zu wissen, ob der Kampf nach einer ersten Verwundung aufhören oder ob man ihm einen Verlauf nach Belieben der Kämpfenden lassen sollte.

Olivier hatte sich für das letztere ausgesprochen; es war das Recht des Beleidigten, das zu tun. Nichts sollte die Degen aufhalten als der Fall eines der beiden Gegner.

Die Zeugen stritten einen Augenblick, waren aber genötigt nachzugeben; wir kannten weder den einen noch den anderen; es waren Freunde Henri de Favernes, und abgesehen von ihrem schneidenden Ton und ihren Unteroffiziersmanieren, fanden wir sie ziemlich vertraut mit den Funktionen, die sie zu erfüllen hatten.

Ich reichte ihnen die Degen, die sie dann untersuchten.

Während dieser Untersuchung kehrte ich zu Olivier zurück.

Er war damit beschäftigt, auf einen heraldischen Fehler hinzuweisen, der sich in das ohne Zweifel sich selbst verliehene Wappen seines Gegners eingeschlichen hatte: Der Vicomte führte Farbe auf Farbe.

Als mich Olivier sah, nahm er mich beiseite. »Hören Sie«, sagte er, »hier sind zwei Briefe, der eine für meine Mutter, der andere für

. . . «

Er sprach diesen Namen nicht aus, sondern wies auf die Adresse des Briefes: Es war der einer Frau, wohl derjenigen, die er liebte und zu heiraten im Begriff stand.

»Man weiß nicht, was geschehen kann«, fuhr er fort. »Sollte mir ein Unglück widerfahren, so lassen Sie diesen Brief zu meiner Mutter bringen; den anderen, lieber Freund, übergeben Sie nur zu eigenen Händen.«

Dann, als ich wahrnahm, daß er immer ruhiger wurde, je näher der Augenblick des Zweikampfes kam, sagte ich zu Olivier: »Mein lieber Olivier, ich beginne zu glauben, daß dieser Mensch unrecht gehandelt hat, Sie zu beleidigen, und daß er seine Unklugheit teuer bezahlen wird.«

»Ja«, sprach der Doktor, »besonders wenn Ihre Kaltblütigkeit nicht nur gespielt ist.«

Ein Lächeln schwebte über Oliviers Lippen.

»Doktor«, sagte er, »wie oft schlägt in der Minute der Puls eines Menschen, der gesund ist und keinen Grund hat, aufgeregt zu sein?«

»Vierundsechzig- oder fünfundsechzig mal«, antwortete Fabien.

»Fühlen Sie meinen Puls, Doktor«, sagte Olivier, indem er Fabien den Arm hinhielt. Fabien zog die Uhr, drückte einen Finger auf die Arterie und sprach nach einer Minute.

»Sechsendsechzig Pulsschläge. Sie beherrschen sich auf eine wunderbare Weise; entweder ist Ihr Gegner ein heiliger Georg, oder er ist ein toter Mann.«

»Mein lieber Olivier«, sprach Alfred, sich umwendend, »bist du bereit?«

»Ich?« versetzte Olivier. »Ich warte.«

»Nun, meine Herren«, sagte er, »nichts hält uns ab, den Kampf beginnen zu lassen.« »Ja, ja«, rief Herr de Faverne, »ja, geschwind, geschwind, zum Teufel!«

Olivier schaute ihn mit einem verächtlichen Lächeln an und zog, als er sah, daß de Faverne seinen Rock und seine Weste von sich

warf, diese Kleidungsstücke auch aus.

Da zeigte sich ein neuer Unterschied zwischen diesen zwei Männern.

Olivier war auf das zierlichste gekleidet; er hatte vollständige Toilette gemacht, um sich zu schlagen; sein Hemd war vom feinsten Batist, glänzend weiß und peinlich genau gefältelt; sein Bart war frisch geordnet, und seine Haare waren frisiert, als ob sie eben von dem Eisen eines Kammerdieners behandelt worden wären.

Das Haar Herrn de Favernes deutete im Gegensatz dazu auf eine bewegte Nacht.

Man sah, daß er seit dem vorhergegangenen Tag nicht frisiert worden war und daß diese Frisur durch die Unruhe der Nacht sehr in Unordnung geraten war; sein Bart war lang, und sein Hemd war sicherlich dasselbe, in dem er sich abends niedergelegt hatte.

»Dieser Mensch ist offenbar ein Bauernkerl«, murmelte Olivier.

Ich gab ihm einen von den Degen, während man den andern seinem Gegner reichte. Olivier nahm ihn bei der Klinge, und es war, als schaute er ihn gar nicht an; man hätte glauben können, er hielte ein Spazierstöckchen in der Hand.

Herr de Faverne nahm dagegen den seinen am Griff und peitschte zwei- oder dreimal die Luft mit der Klinge; dann umwickelte er die Hand mit einem seidenen Taschentuch, um den Degen nicht so leicht verlieren zu können.

Olivier zog jetzt erst seine Handschuhe aus, hielt es aber für unnötig, sich der Vorsichtsmaßregeln zu bedienen, die sein Gegner getroffen hatte; ich gewahrte nun seine Hand; sie war weiß und zart wie eine Frauenhand.

»Nun! Mein Herr«, sagte Herr de Faverne. »Nun?«

»Ich warte«, antwortete Olivier.

»Vorwärts, meine Herren«, rief Alfred.

Die Gegner, die zehn Schritte voneinander entfernt waren, näherten sich jetzt; ich bemerkte, daß das Gesicht von Olivier immer sanfter wurde und immer mehr lächelte, je näher er seinem Gegner kam.

Das Gesicht seines Feindes nahm im Gegenteil einen Charakter von Wildheit an, wie ich ihn so ausgeprägt nicht für möglich gehalten hätte; sein Auge schien blutunterlaufen, und seine Gesichtshaut war aschfarben. Ich mußte mich nun auch zu Oliviers Meinung bekennen: Dieser Mensch hatte Angst vor dem Duell. In dem Augenblick, wo die Degen sich berührten, öffneten sich seine Lippen und zeigten krampfhaft zusammengepreßte Zähne.

Beide legten sich aus; doch so einfach, so leicht und zierlich die Stellung Oliviers war, so steif und eckig, obgleich in allen Regeln der Kunst, war die seines Gegners.

Man sah, daß dieser Mensch in einem gewissen Alter fechten gelernt hatte, während der andere seit seiner Kindheit mit Rapiere gespielt hatte.

Herr de Faverne begann den Angriff: Seine ersten Stöße waren lebhaft, geschlossen, genau; als er aber diese Stöße getan hatte, hielt er inne, als wäre er erstaunt über den Widerstand seines Gegners. Olivier hatte in der Tat seine Angriffe mit derselben Leichtigkeit pariert, wie er das bei einer Übung im Fechtsaal getan haben dürfte.

Herr de Faverne wurde noch bleicher, und Oliver lächelte noch mehr.

Herr de Faverne veränderte seine Auslage, bog die Knie, spreizte die Beine wie die italienischen Fechtmeister und wiederholte dieselben Stöße, jedoch indem er sie mit jenen Schreien begleitete, die, um ihre Gegner zu erschrecken, die Regimentsprofosse auszustoßen pflegten.

Doch dieser veränderte Angriff hatte keinen Einfluß auf Olivier; ohne einen Schritt zurückzuweichen, ohne auch nur einen Fuß breit seinen Standpunkt zu ändern, ohne eine einzige von seinen Bewegungen zu beschleunigen, kreuzte sich sein Degen mit dem seines Gegners, ja, Olivier kam ihm manchmal sogar zuvor, als hätte er gewußt, welche Stöße de Faverne führen wollte.

Er besaß in der Tat, wie er selbst sagte, eine furchtbare Kaltblütigkeit.

Der Schweiß der Ohnmacht und der Müdigkeit floß von der Stirn

de Favernes; Hals- und Armmuskeln schwellen an wie Stricke; seine Hand ermattete sichtbar, und es war sicher, daß sein Degen, wenn er nicht durch das seidene Tuch am Handgelenk befestigt gewesen wäre, bei dem ersten, etwas lebhafteren Angriff seines Gegners aus der Hand fallen würde.

Olivier dagegen schien mit seinem Degen immer noch zu spielen.

Wir schauten schweigend diesem furchtbaren Spiel zu, dessen Ausgang sich leicht erraten ließ. Wir waren uns dessen gewiß, daß de Faverne ein verlorener Mann war.

Nach einem Augenblick wurde ein noch bezeichnenderes Lächeln auf den Lippen Oliviers sichtbar. Er machte ein paar Scheinstöße, dann zuckte ein Blitz in seinen Augen; er fiel weit aus und stieß de Faverne den Degen durch den Leib.

Statt die in solchen Fällen gewöhnliche Vorsichtsmaßregel zu gebrauchen, das heißt, statt sich einen Schritt rückwärts zu werfen, senkte Olivier seinen blutigen Degen und wartete.

Herr de Faverne stieß einen Schrei aus, fuhr mit seiner linken Hand nach der Wunde, schüttelte die rechte Hand, um sie vom Degen zu befreien, der ihn, an sein Handgelenk gebunden, wie eine Keule belastete, wurde völlig leichenblaß, wankte einen Augenblick und fiel ohnmächtig nieder.

Ohne ihn ganz aus dem Auge zu verlieren, wandte sich Olivier zu Fabien um und sagte mit gewöhnlichem Ton, in dem sich nicht die geringste Aufregung erkennen ließ: »Nun Doktor, das übrige geht, glaube ich, Sie an.«

Fabien war schon bei dem Verwundeten. Der Degen war ihm nicht nur durch den Leib gedrungen, sondern er hatte auch das Hemd im Rücken durchlöchert, so tief war der Stich gewesen; das Blut haftete auf mehr als zehn Zoll an der Klinge.

»Hier, mein Lieber«, sagte Olivier zu mir, »hier ist Ihr Degen; es ist erstaunlich, wie gut er mir in der Hand liegt. Bei wem haben sie ihn gekauft?«

»Bei Devismes.«

»Haben Sie die Güte, mir einen ähnlichen zu bestellen?«

»Behalten Sie diesen; Sie bedienen sich seiner zu gut, als daß ich ihn wieder von Ihnen zurücknehmen sollte.«

»Ich danke, es wird mir Vergnügen machen, ihn zu besitzen.«
Dann, sich gegen den Verwundeten umwendend: »Ich glaube, ich habe ihn getötet, das würde mir leid tun; ich weiß nicht, warum es mir vorkommt, als müßte dieser Unglückliche nicht durch die Hand eines ehrlichen Mannes sterben.«

Da wir nun nichts mehr hier zu tun hatten, da auch Herr de Faverne in den Händen Fabiens, das heißt eines der geschicktesten Ärzte von Paris war, stiegen wir wieder in unseren Wagen, während man den Verwundeten in den seinen brachte. Zwei Stunden später erhielt ich eine herrliche türkische Pfeife, die mir Olivier als Gegengeschenk für meinen Degen schickte.

Am Abend erkundigte ich mich persönlich nach Herrn de Faverne; am anderen Tag schickte ich meinen Bedienten, am dritten Tag meine Karte; als ich an diesem dritten Tag erfuhr, daß er durch die Sorge Fabiens außer Gefahr war, hörte ich auf, mich um ihn zu kümmern.

Zwei Monate danach empfing ich meinerseits seine Karte. Dann unternahm ich eine Reise, und ich sah ihn nicht mehr bis zu dem Tag, an dem ich ihn im Bagno fand. Olivier hatte sich über die Zukunft dieses Menschen nicht getäuscht.

6. Kapitel

Das Manuskript

Man errät nun, wie neugierig ich war, die Ereignisse kennenzulernen, die diesen Menschen, mit dem ich, wie er sagte, in der Gesellschaft zusammengetroffen war, auf die Galeere gebracht hatten.

Ich dachte ganz natürlich an Fabien, der mehr über ihn erfahren haben mußte, denn er hatte ja einige Zeit lang die Wunde behandelt, die ihm Olivier beigebracht hatte.

Bei meiner Rückkehr nach Paris war Fabien deshalb auch der erste, dem mein Besuch galt. Ich hatte mich nicht getäuscht; Fabien, der Tag für Tag das, was er tut, aufzuschreiben pflegt, ging an seinen Sekretär und suchte unter mehreren voneinander getrennten Heften eines, das er mir übergab.

»Nehmen Sie, mein Freund«, sagte er. »Sie finden hierin jede Auskunft, die Sie zu haben wünschen; ich will es Ihnen anvertrauen, machen Sie damit, was Ihnen beliebt, aber verlieren Sie es nicht; dieses Heft gehört zu einem großen Werk, das ich über die moralischen Krankheiten, die ich behandelt habe, abzufassen gedenke.«

»Oh, Teufel, mein Lieber«, erwiderte ich, »darin läge ein Schatz für mich.«

»Seien Sie unbesorgt, teurer Freund, sterbe ich an einer gewissen Pulsadergeschwulst, die mir von Zeit zu Zeit ganz leise in das Herz flüstert, daß ich nur Staub bin und wieder zu Staub zu werden gefaßt sein muß, so sind diese Hefte für Sie bestimmt, und mein Testamentsvollstrecker wird sie Ihnen zustellen.«

»Ich danke für die Absicht, doch ich hoffe, das Geschenk, das Sie mir versprechen, nie zu erhalten; Sie sind höchstens drei bis vier Jahre älter als ich.«

»Sie schmeicheln mir; wenn ich mich nicht täusche, bin ich zwölf oder dreizehn Jahre älter; aber was macht das Alter unter solchen Umständen? Ich kenne einen Greis von siebzig Jahren, der jünger ist als ich.«

»Gehen Sie, Doktor, Sie haben solche Gedanken?« »Gerade weil ich Arzt bin, habe ich sie. Wollen Sie meine Krankheit sehen? Hier ist sie.« Er führte mich zu einer Zeichnung, welche die Anatomie des Herzens darstellte.

»Ich habe diese Zeichnung nach meiner Unterweisung und zu meinem Privatgebrauch machen lassen, um meine Lage, wenn ich so sagen darf, materiell zu beurteilen. Sie sehen, es ist eine Pulsadergeschwulst; eines Tages wird dieses Gewebe hier zerbersten; wann? Ich weiß es nicht; vielleicht heute, vielleicht in zwanzig Jahren; es ist nur gewiß, daß es bersten wird: Dann ist in drei Sekunden alles vorbei.

Und an einem schönen Morgen hören Sie sagen: ›Ach, der arme Fabien, Sie wissen?‹

›Ja?‹

›Er ist plötzlich gestorben.‹

›Woran denn?‹

›Oh, mein Gott, während er einem Kranken den Puls fühlte. Man sah ihn rot werden, erbleichen, und er fiel nieder, ohne nur einen Schrei von sich zu geben; als man ihn aufhob, war er tot.‹

›Das ist seltsam!‹

Man wird zwei Tage in der Gesellschaft, acht in der Medizinschule, vierzehn im Institut davon sprechen, und alles ist abgetan.« »Sie sind verrückt, mein Lieber.«

»Es ist, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre hatte. – Doch ich bitte tausendmal um Verzeihung, ich muß Sie verlassen, das Hospital erwartet mich; hier ist das Heft, machen Sie eine Abschrift davon, und tun Sie damit, was sie wollen. Gott befohlen.«

Ich drückte Fabien zum Dank noch einmal die Hand und nahm zugleich freudig und betrübt von ihm Abschied, betrübt über das, was er als seine Zukunft betrachtete, erfreut über die Auskunft, die

ich durch das Heft erhalten sollte:

Nach Hause zurückgekehrt, befahl ich meinem Bedienten, niemand zu mir zu lassen, zog meinen Schlafrock an, streckte mich in einem großen Lehnstuhl aus, stützte meine Füße auf die Feuerböcke und öffnete mein kostbares Heft.

Ich schreibe buchstäblich ab, ohne an der Abfassung Fabiens das Geringste zu verändern.

. . . Oktober 18 . . .

Heute morgen um ein Uhr wurde ich benachrichtigt, daß ein Duell zwischen Herrn Henri de Faverne und Herrn Olivier d'Hornoy stattfinden sollte, d'Hornoy ließe mich bitten, ihn und seinen Gegner auf den Kampfplatz zu begleiten.

Punkt fünf Uhr begab ich mich zu ihm. Um sechs Uhr waren wir in der Allee de la Muette, wo der Kampf stattfinden sollte. Um sechs Uhr und fünfzehn Minuten stürzte Henri de Faverne durch einen Degenstich verwundet nieder. Ich eilte auf ihn zu, während Olivier und seine Zeugen wieder in den Wagen stiegen und nach Paris zurückkehrten; der Verwundete war ohnmächtig.

Seine Wunde war offenbar, wenn nicht tödlich, so doch wenigstens sehr schwer. Die Spitze des dreieckigen Eisens war in die rechte Seite eingedrungen und mehrere Zoll links hinten wieder herausgekommen. Ich nahm sogleich einen Aderlaß vor.

Dem Kutscher empfahl ich bei der Rückkehr, durch die Allee von Neuilly und über die Champs-Élysées zu fahren, einmal, weil dieser Weg kürzer war, und dann auch, weil der Wagen, der hier kein Pflaster unter den Rädern hatte, nicht so rüttelte und also den Verwundeten schonte.

Als wir den Triumphbogen erreichten, gab Herr de Faverne einige Lebenszeichen von sich; seine Hand bewegte sich, schien den Sitz eines tiefen Schmerzes zu suchen und blieb auf der Brust liegen. Einige erstickte Seufzer, die das Blut aus seiner doppelten Wunde sickern ließen, entwandten sich voller Schmerzen seinem Munde; dann heftete er seinen Blick auf mich, erkannte mich und murmelte mit einer gewissen Anstrengung: »Ach, Sie sind es, Doktor? Ich bitte Sie, verlassen Sie mich nicht, ich glaube, es steht sehr schlimm um

mich.«

Erschöpft durch diese Anstrengung, schloß er wieder die Augen, und ein leichter rötlicher Schaum trat ihm auf die Lippen. Die Lunge war offenbar mit getroffen.

»Seien Sie unbesorgt«, erwiderte ich. »Sie sind allerdings schwer verletzt, doch die Wunde ist nicht tödlich.« Er antwortete mir nicht, öffnete die Augen nicht, aber er drückte mir schwach die Hand, mit der ich ihm den Puls fühlte.

Solange der Wagen auf dem Sandboden fortrollte, ging alles gut; aber als wir auf den Revolutionsplatz kamen, war der Kutscher genötigt, auf dem Pflaster zu fahren, und die Stöße des Wagens schienen dem Kranken solche Schmerzen zu bereiten, daß ich seine Zeugen fragte, ob nicht einer von ihnen in der Nachbarschaft wohnte, damit man dem Verwundeten den weiten Weg bis zur Rue Taitbout ersparen könnte.

Doch bei dieser Frage, die Herr de Faverne trotz seiner geistigen Abwesenheit hörte, rief er: »Nein, nein, zu mir!«

Überzeugt, die psychische Ungeduld könnte nur die körperliche Gefahr vermehren, gab ich meinen ersten Gedanken auf und ließ den Kutscher weiterfahren.

Nach zehn unendlichen Minuten, während deren ich das Gesicht des Verwundeten bei jedem Stoß sich zusammenziehen sah, kamen wir in die Rue Taitbout Nr. II.

Herr de Faverne wohnte im ersten Stock. Einer von den Zeugen ging voraus, um die Bedienten zu benachrichtigen, die uns ihren Herrn tragen helfen sollten; zwei Bediente in glänzender, mit Tressen und Borten reichlich verzierter Livree kamen herab.

Ich habe die Gewohnheit, die Menschen nicht nur nach ihrer eigenen Person, sondern auch nach ihrer Umgebung zu beurteilen; ich schaute daher diese zwei Diener prüfend an: Weder der eine noch der andere zeigte auch nur die geringste Teilnahme für den Verwundeten.

Sie waren offenbar erst seit kurzer Zeit im Dienst Herrn de Favernes, und dieser Dienst hatte ihnen kein Mitgefühl für ihren Herrn eingeflößt.

Wir gingen durch eine Reihe von Zimmern, die mir kostbar ausgestattet vorkamen, ohne daß ich jedoch prüfen konnte, ob sie tatsächlich so kostbar waren, wie sie schienen, und gelangten in das Schlafzimmer; das Bett war ungemacht, wie es sein Herr verlassen hatte. An der Wand, neben dem Kopfkissen, bequem zu erreichen, hingen ein paar Pistolen und ein türkischer Dolch.

Wir legten den Verwundeten auf sein Bett, die zwei Bedienten und ich, denn die zwei Zeugen, die ihre Gegenwart für unnütz hielten, hatten sich schon entfernt. Als ich sah, daß die Wunde nicht mehr blutete, verband ich ihn richtig. Sobald dies geschehen war, hieß der Verwundete durch ein Zeichen die Bedienten weggehen, und wir blieben allein.

Trotz des geringen Anteils, den ich bis jetzt an Herrn de Faverne, der mir einen gewissen Widerwillen einflößte, genommen hatte, betrübte mich die Vereinsamung, in der ich ihn zurücklassen sollte.

Ich schaute umher, heftete meine Augen auf die Tür und erwartete immer, jemand eintreten zu sehen, aber ich wurde in meiner Erwartung getäuscht.

Doch ich konnte nicht länger bei ihm bleiben, meine täglichen Geschäfte riefen mich; es war halb acht, um acht Uhr mußte ich in der Charité sein.

»Haben Sie denn niemand zu Ihrer Pflege?« fragte ich. »Niemand«, antwortete er mit dumpfem Ton. »Haben Sie keinen Vater, keine Mutter, keinen Verwandten?« »Niemand.« »Keine Geliebte?« Er schüttelte seufzend den Kopf, und es kam mir vor, als murmelte er den Namen Luise; doch was er sagte, war so undeutlich, daß ich mir keineswegs sicher war. »Ich kann Sie nicht so verlassen«, sagte ich. »Schicken Sie mir eine Wärterin«, erwiderte der Verwundete.

»Sagen Sie ihr, ich werde sie gut bezahlen.« Ich stand auf, um ihn zu verlassen. »Sie gehen schon?« fragte er. »Ich muß, ich habe meine Kranken; wären es Reiche, so hätte ich vielleicht das Recht, sie warten zu lassen; doch es sind Arme, und ich muß pünktlich sein.« »Sie werden im Verlauf des Tages wiederkommen, nicht wahr?« »Ja, wenn Sie es wünschen.« »Gewiß, und so bald als

möglich, nicht wahr?« »So bald als möglich.« »Sie versprechen es mir?« »Ich verspreche es Ihnen.« »Gut.« Ich ging zwei Schritte zur Tür, der Verwundete machte eine Bewegung, als wollte er mich zurückhalten und den Mund öffnen. »Was wünschen Sie?« fragte ich. Er ließ seinen Kopf wieder sinken, ohne zu antworten. Ich näherte mich ihm. »Sprechen Sie«, fuhr ich fort. »Wenn es in meiner Macht liegt, Ihnen einen Dienst zu leisten, werde ich es tun.« Er schien einen Entschluß zu fassen. »Sie haben mir gesagt, die Wunde wäre nicht tödlich?« »Ich habe es gesagt.«

»Können Sie mir dafür einstehen?«

»Ich glaube; wenn Sie jedoch irgendeine Anordnung zu treffen haben . . . «

»Nicht wahr, das heißt, ich könnte jeden Augenblick sterben?«

Und er wurde noch bleicher, kalter Schweiß perlte an seinem Haaransatz. »Ich habe Ihnen gesagt, die Wunde wäre nicht gefährlich, zu gleicher Zeit bemerkte ich aber auch, sie wäre bedenklich.« »Mein Herr, nicht wahr, ich darf Vertrauen zu Ihrem Wort haben?«

»Man muß diejenigen, an denen man zweifelt, nicht fragen . . . «

»Nein, nein, ich zweifle nicht an Ihnen. Nehmen Sie«, fügte er hinzu, indem er mir einen Schlüssel bot, den er von einer um den Hals hängenden Kette löste, »öffnen Sie mit diesem Schlüssel die Schublade jenes Sekretärs dort.«

Ich tat, was er von mir verlangte; er erhob sich auf einen Ellenbogen; alles, was ihm von Leben blieb, schien sich in seinen Augen zusammengedrängt zu haben.

»Sie sehen ein Portefeuille?« sagte er.

»Hier ist es.«

»Es ist voll von Familienpapieren, die nur mich interessieren; Doktor, schwören Sie mir, dieses Portefeuille, wenn ich sterbe, in das Feuer zu werfen.«

»Ich verspreche es Ihnen.«

»Ohne die Papiere zu lesen?«

»Das Portefeuille ist mit einem Schlüssel geschlossen.«

»Ein solches Schloß ist leicht zu öffnen.«

Ich legte das Portefeuille wieder hin. Obgleich das Wort beleidigend war, hatte es mir mehr Ekel als Zorn eingeflößt. Der Kranke sah, daß er mich verletzt hatte. »Verzeihen Sie«, sagte er, »ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung;

der Aufenthalt in den Kolonien hat mich mißtrauisch gemacht.

Vergeben Sie, nehmen Sie das Portefeuille wieder, und versprechen Sie mir, es zu verbrennen, wenn ich sterbe.«

»Ich verspreche es Ihnen zum zweiten mal.«

»Ich danke.«

»Ist dies alles?«

»Sind in derselben Schublade nicht mehrere Banknoten?«

»Ja, zwei von tausend, drei von fünfhundert.«

»Ich bitte, geben Sie sie mir, Doktor.«

Ich nahm die Geldscheine und gab sie ihm; er zerknitterte sie und machte eine runde Kugel daraus, die er unter sein Kopfkissen steckte.

»Ich danke«, sagte er, erschöpft durch die Anstrengungen. Dann sank er zurück und murmelte: »Ah, Doktor, ich glaube, ich sterbe. Doktor, retten Sie mich, und diese fünf Scheine gehören Ihnen, das Doppelte, das Dreifache, wenn es sein muß . . . Ah . . . !«

Ich ging auf ihn zu; er war abermals ohnmächtig. Ich läutete einem Bedienten, während ich den Verwundeten an einem Fläschchen mit englischem Salz riechen ließ. Nach einigen Augenblicken fühlte ich an der Bewegung seines Pulses, daß er wieder zu sich kam.

»Diesmal noch nicht«, murmelte er; dann öffnete er die Augen, schaute mich an und fügte hinzu: »Ich danke, Doktor, daß Sie mich nicht verlassen haben.«

»Doch nun muß ich Sie aber wirklich verlassen«, erwiderte ich.

»Bitte kommen Sie bald zurück.«

»Gegen Mittag werde ich hier sein.«

»Was meinen Sie, habe ich bis dahin mit irgendwelchen Gefahren zu rechnen?«

»Ich glaube nicht. Hätte der Degen eine tödliche Wunde

geschlagen, wären Sie jetzt schon tot; so aber werden Sie es überstehen.« »Und Sie schicken mit eine Wärterin?« »Auf der Stelle; mittlerweile darf Sie jedoch Ihr Bedienter nicht verlassen.«

»Gewiß«, sagte der Lakai, »ich kann beim gnädigen Herrn bleiben.«

»Nein, nein«, rief der Verwundete. »Gehen Sie zu Ihrem Kameraden, ich wünsche zu schlafen; wenn Sie dableiben, hindern Sie mich daran.«

Der Lakai ging hinaus.

»Es ist nicht klug, allein zu bleiben«, sagte ich.

»Ist es nicht unklüger, mit einem Burschen zu bleiben, der mich ermorden kann, um mich zu bestehlen?« erwiderte er. »Das Loch ist gemacht«, fügte er mit leiser Stimme hinzu. »Schiebt man einen Degen in die Wunde, läßt sich das Herz finden, das mein Gegner verfehlt hat.«

Ich zitterte bei dem Gedanken, der den Geist dieses Menschen durchzuckt hatte; wer war er denn, daß ihm solche Ideen kamen?

»Nein«, fuhr er fort, »nein, im Gegenteil, schließen Sie mich ein, nehmen Sie den Schlüssel, geben Sie ihn der Wärterin, und empfehlen Sie ihr, mich weder bei Tag noch bei Nacht zu verlassen; nicht wahr, es ist eine ehrliche Frau?«

»Ich büрге für sie.«

»Nun gut, so gehen Sie; auf Wiedersehen – um Mittag.«

Ich ging hinaus und schloß ihn seiner Bitte gemäß ein.

»Doppelt«, rief er, »doppelt.«

Ich drehte den Schlüssel noch einmal um.

»Meinen Dank«, sprach er mit schwacher Stimme. Ich entfernte mich.

»Euer Herr will schlafen«, sagte ich zu den Lakaien, die im Vorzimmer lachten, »und da er fürchtet, ihr könntet bei ihm eintreten, ohne gerufen zu sein, hat er mir den Schlüssel für die Wärterin übergeben, die hierherkommen wird.«

Die Lakaien wechselten einen seltsamen Blick, antworteten aber nichts.

7. Kapitel

Der Kranke

Ich verließ das Haus. Fünf Minuten später war ich bei einer vortrefflichen Krankenwärterin, die sich sofort, nachdem ich ihr Instruktionen gegeben, in die Wohnung Henri de Favernes verfügte.

Meinem Versprechen gemäß kehrte ich zur Mittagsstunde zurück. Er schlief noch.

Ich hatte einen Augenblick den Gedanken, erst meine anderen Krankenbesuche zu erledigen und danach wiederzukommen. Doch er hatte der Wärterin so sehr empfohlen, man möchte mich, wenn ich käme, bitten zu warten, bis er erwacht wäre, so daß ich mich in den Salon setzte, auch auf die Gefahr hin, eine halbe Stunde von der einem Arzt stets so kostbaren Zeit zu verlieren.

Während ich dasaß und wartete, warf ich einen Blick umher und versuchte, indem ich die Gegenstände seiner Umgebung betrachtete, mir ein Bild von dem Menschen zu machen, den ich behandelte.

Beim ersten Anblick erweckten alle diese Gegenstände den Anschein von Eleganz; wenn man sie aber genauer betrachtete, erkannte man das Gepräge einer geschmacklosen Kostbarkeit: Die Teppiche waren schreiend bunt und gehörten zu den größten, welche die Magazine von Sallandrouze auf Lager haben, und sie waren auch nicht auf die Farbe der Tapeten und die der Möbel abgestimmt.

Überall herrschte Gold vor. Die Türsimse und die Zimmerdecke waren vergoldet, goldene Fransen hingen an den Vorhängen, und die Tapete verschwand unter der Menge der goldenen Rahmen, welche die Wände bedeckten und Stiche zu zwanzig Franc oder schlechte Kopien von Meistergemälden enthielten, die man dem Käufer ohne Zweifel als Originale verkauft hatte. Vier Etageren

standen in den vier Ecken des Salons; doch mitten unter sehr kostbaren chinesischen Gefäßen spreizten sich geschmacklose Elfenbeinfiguren von Dieppe und moderne Porzellane von so plumper Arbeit, daß man nicht im entferntesten auf den Gedanken gekommen wäre, sie hätten sich hier als wertvolle sächsische Figuren eingeschlichen.

Die Pendeluhr und die Kandelaber waren von demselben Geschmack, und ein Tisch, beladen mit prachtvoll eingebundenen Büchern, vervollständigte den Eindruck; sie ergaben bestimmt einen richtigen Querschnitt von dem, was der Herr des Hauses gewöhnlich las.

Alles war neu und schien vor drei oder vier Monaten gekauft worden zu sein.

Ich vollendete meine prüfende Betrachtung, die mich nichts Neues lehrte, mich wohl aber in der Meinung bestätigte, daß ich mich bei einem erst vor kurzem Reichgewordenen von sehr mangelhaftem Geschmack befand – ich hatte schon viele solcher Wohnungen gesehen –, als die Wärterin eintrat und mir meldete, der Kranke sei soeben erwacht.

Ich ging sogleich aus dem Salon in das Schlafzimmer.

Hier wurde meine ganze Aufmerksamkeit durch den Kranken in Anspruch genommen.

Beim ersten Blick bemerkte ich jedoch, daß sich sein Zustand nicht verschlimmert hatte, sondern daß es ihm eher besser gehen mußte.

Ich beruhigte ihn über seinen Zustand, denn das Fieber, das ihn schüttelte, steigerte seine Angst auf einen Grad, der bei einem Mann schon peinlich war. Wie hatte dieser so schwache Mensch den Mut gehabt, einen Mann zu beleidigen, der wegen der Leichtigkeit, mit der er den Degen handhabte, so bekannt war wie Olivier, und 3 Gestelle für Geschirr oder Bücher.

wie kam es, daß er, nachdem er ihn beleidigt hatte, sich auf dem Kampfplatz benahm, wie er es getan?

Es war dies ein Geheimnis, dem entweder äußerste Berechnung oder im Gegenteil ungezügelter Zorn zugrunde liegen mußte. Ich

dachte übrigens zuversichtlich, dies alles werde sich eines Tages für mich aufklären, denn einem Arzt bleiben Geheimnisse dieser Art nur selten verborgen.

Minder beunruhigt durch seinen Zustand, konnte ich nun auch seine Person prüfen: Sie bestand wie seine Wohnung aus den widersprüchlichsten Einzelheiten.

Alles, was durch Äußerlichkeiten einen aristokratischen Anstrich bekommen konnte, hatte einen gewissen eleganten Charakter angenommen: seine aschblonden Haare waren nach der Mode geschnitten, sein spärlicher Backenbart war regelmäßig behandelt.

Doch die Hand, die er mir reichte, damit ich den Puls fühlte, war plump und derb; die Sorge, die er seit einiger Zeit darauf verwandt zu haben schien, hatte davon noch nichts genommen; seine Nägel waren schlecht geformt und zernagt, und die Stiefel, die vor seinem Bett standen, zeigten, daß die Füße genauso plump wie die Hände waren.

Der Verwundete, wie gesagt, fieberte, aber dennoch verlieh nicht dieses Fieber seinen Augen einen ganz bestimmten Ausdruck; sie hefteten sich, wie ich bemerkte, nie unmittelbar auf einen Menschen oder auf eine Sache. Dagegen war seine Rede außerordentlich heftig und schnell.

»Sie hier, mein lieber Doktor«, sagte er. »Nun, Sie sehen, ich bin noch nicht tot, und Sie sind ein großer Prophet; doch bin ich außer Gefahr? Dieser verfluchte Degenstich! Er hat gut getroffen. Er bringt also sein Leben mit Fechten zu, dieser Raufer, dieser Verleumder, dieser elende Olivier!«

Ich unterbrach ihn.

»Verzeihen Sie«, sagte ich, »ich bin der Arzt und der Freund von Herrn d'Hornoy, ihm folgte ich auf den Kampfplatz und nicht Ihnen.

Ich kenne Sie erst seit heute morgen, mein Herr, und d'Hornoy kenne ich seit zehn Jahren. Sie werden also begreifen: Wenn Sie weiter fortfahren, ihn anzugreifen, muß ich Sie bitten, sich an einen meiner Kollegen zu wenden.«

»Wie, Doktor«, rief der Verwundete, »Sie würden mich in dem Zustand, in dem ich mich befinde, verlassen? Das wäre gräßlich.

Abgesehen davon, daß Sie wenige Kunden finden dürften, die Sie bezahlen werden wie ich.«

»Mein Herr!«

»O ja, ich weiß, ihr gebt euch alle den Anschein der Uneigennützigkeit; doch dann kommt der gewisse Punkt, und ihr wißt eure Rechnung gut aufzusetzen.«

»Es ist möglich, mein Herr, daß man einigen meiner Kollegen diesen Vorwurf machen kann; doch ich, was mich betrifft, werde Ihnen, indem ich meine Besuche nicht über das Nötige ausdehne, beweisen, daß die Habgier, die Sie meinen Kollegen vorwerfen, nicht mir vorzuwerfen ist.«

»Doktor, Sie ärgern sich!«

»Nein, ich erwidere nur auf das, was Sie mir sagen.«

»Sie müssen das nicht auf die Goldwaage legen, was ich sage; Sie wissen, wir Edelleute haben zuweilen ein zu leichtes Wort; verzeihen Sie mir also.«

Ich verbeugte mich, er reichte mir die Hand.

»Ich habe schon Ihren Puls gefühlt«, sagte ich, »er ist so gut, wie er nur immer sein kann.«

»Sie grollen mir, weil ich Böses über Herrn Olivier gesagt habe; es ist ihr Freund, und ich hatte unrecht. Doch ist es nicht verständlich, wenn ich auf ihn erbost bin, abgesehen von dem Degenstich, den er mir gegeben?«

»Den Sie auf eine Weise suchten, daß er Ihnen die Antwort nicht verweigern konnte, das werden Sie zugestehen.« »Ja, ich habe ihn beleidigt; doch ich wollte mich mit ihm schlagen, und wenn man sich mit den Leuten schlagen will, muß man sie wohl beleidigen. – Verzeihen Sie, Doktor, wollen Sie mir den Gefallen erweisen zu läuten?«

Ich zog an der Klingelschnur, einer der Bedienten trat ein.

»Hat man sich im Auftrag von Herrn de Macartie nach meinem Befinden erkundigt?« »Nein, Herr Baron«, antwortete der Lakai. »Das ist sonderbar«, murmelte der Kranke, sichtbar ärgerlich über diesen Mangel an Teilnahme.

Es trat einen Augenblick Stillschweigen ein; ich machte eine Bewegung, um meinen Stock zu nehmen. »Denn Sie wissen, was er mir getan hat, Ihr Freund Olivier?« »Nein. Ich habe von ein paar Worten sprechen hören, die im Club gesagt worden sein sollen, ist es das?«

»Er erreichte oder wollte vielmehr erreichen, daß eine für mich glänzende Heirat scheiterte: eine junge Dame von achtzehn Jahren, schön wie die Liebesgötter, und fünfzigtausend Franc Rente.«

»Und wie hat er das erreicht?«

»Durch seine Verleumdung, Doktor. Er hat behauptet, er kenne niemand meines Namens auf Guadeloupe; mein Vater aber, der Graf de Faverne, hat dort zwei Quadratmeilen Land und ein prachtvolles Wohnhaus und außerdem dreihundert Schwarze. Doch ich habe an Herrn de Malpas, den Gouverneur, geschrieben, und in zwei Monaten werden die erforderlichen Papiere hier sein; dann wird man sehen, wer von uns beiden gelogen hat.«

»Olivier kann sich täuschen, mein Herr; er wird jedoch nicht gelogen haben.« »Aber er ist schuld, daß der, welcher mein Schwiegervater werden sollte, sich nicht einmal nach mir erkundigt.«

»Er weiß vielleicht nicht, daß Sie sich geschlagen haben?«

»Er weiß es; denn ich habe es ihm gestern gesagt.«

»Sie haben es ihm gesagt?«

»Gewiß. Als er mir gestern hinterbrachte, was Herr Olivier von mir gesprochen hatte, sagte ich zu ihm: ›Ah, so ist es! Nun wohl, ich werde noch heute Abend mit dem schönen Herrn Olivier Streit suchen, und man soll sehen, ob ich Angst habe.««

Ich begann den Mut meines Kranken zu begreifen. Es war zu hundert Prozent angelegtes Geld; ein Duell konnte ihm eine hübsche Frau und fünfzigtausend Franc Rente einbringen. Das war der Grund dafür, warum er das Duell herausgefordert hatte. Es sollte ihm den Aufstieg in die Gesellschaft sichern.

Ich stand auf.

»Wann werde ich Sie wiedersehen, Doktor?«

»Morgen komme ich, um den Verband abzunehmen.«

»Ich hoffe, wenn man von diesem Duell in Ihrer Gegenwart spricht, werden Sie sagen, ich habe mich gut benommen.«

Wieder spürte ich ganz deutlich, daß ich einen Menschen vor mir hatte, der glaubte, einen Weg zu Reichtum und gesellschaftlichem Aufstieg gefunden zu haben, der diesen Weg ging, ohne rechts und links zu blicken, einen Weg, wie ihn so viele gingen.

»Ich werde sagen, was ich gesehen habe, mein Herr.«

»Dieser elende Olivier«, murmelte der Verwundete, »ich hätte hunderttausend Franc gegeben, wäre ich imstande gewesen, ihn auf der Stelle zu töten.«

»Wenn Sie reich genug sind, mit hunderttausend Franc den Tod eines Menschen zu bezahlen«, erwiderte ich, »haben Sie den Verlust dieser Heirat doch nicht so sehr zu beklagen, denn sie hätte Ihrem Vermögen ja nur eine Rente von fünfzigtausend Franc hinzugefügt.«

»Sie haben recht, aber an dieser Heirat lag mir sehr viel, denn sie hätte mir erlaubt, gewagte Geschäfte aufzugeben; ein junger Mann, geboren mit aristokratischem Geschmack, ist übrigens nie reich genug. Außerdem spekuliere ich an der Börse; es ist wahr, ich habe Glück; im vergangenen Monat habe ich mehr als dreißigtausend Franc gewonnen.«

»Ich mache Ihnen ein Kompliment, mein Herr; morgen also.«

»Warten Sie doch . . . Ich glaube, es hat geläutet!«

»Ja.«

»Es kommt jemand?«

»Ja.«

Ein Bedienter trat ein.

Zum erstenmal sah ich die Augen des Barons auf einen Menschen geheftet. »Nun?« fragte er, ohne daß er dem Bedienten Zeit ließ zu sprechen. »Herr Vicomte«, sagte der Lakai, »es ist der Herr Graf de Macartie, der sich nach Ihnen erkundigt.«

»Er selbst?«

»Nein, er schickt seinen Kammerdiener.«

»Ah!« machte der Kranke. »Und was haben Sie geantwortet?«

»Der Herr Vicomte sei schwer verwundet, doch der Doktor bürgere für seine Genesung.« »Ist es wahr, Doktor, tun Sie das?« »Ja, tausendmal ja«, erwiderte ich, »das heißt, wenn Sie keine Unklugheit begehen.«

»Da seien Sie unbesorgt. Sagen Sie, Doktor: daß der Graf de Macartie sich nach mir erkundigen läßt, beweist, daß er nicht an die Worte von Herrn Olivier glaubt?«

»Ohne Zweifel.«

»Nun, so heilen Sie mich rasch, und Sie werden bei der Hochzeit sein.«

»Ich werde mein Bestes tun, um das zu erreichen.«

Ich grüßte und ging hinaus.

8. Kapitel

Eine Banknote für fünfhundert Franc

Sobald ich wieder draußen war, atmete ich freier: Dieser Mensch flößte mir seltsamerweise einen Widerwillen ein, und es drängte mich, ihn außer Gefahr zu sehen, um jede Verbindung mit ihm aufgeben zu dürfen.

Am anderen Tage kam ich, wie ich ihm versprochen hatte; die Heilung ging gut voran.

Das eigentümliche bei Verwundungen durch Degenstiche ist, daß sie entweder unmittelbar töten oder rasch heilen.

Die Wunde Herrn de Favernes verhieß schnelle Heilung.

Acht Tage später war er ausgefahren.

Nach dem Versprechen, das ich mir geleistet, kündigte ich ihm an, meine Besuche, die nunmehr unnötig geworden waren, vom nächsten Tag an einzustellen. Er drang in mich wiederzukommen, doch mein Entschluß war gefaßt, und ich blieb fest.

»In jedem Fall«, sprach der Wiedergenesene, »in jedem Fall werden Sie sich nicht weigern, mir das Portefeuille zurückzubringen, das ich Ihnen gegeben habe. Es ist von zu großem Wert, als daß man es einem Bedienten anvertrauen könnte, und ich zähle auf diesen letzten Akt Ihrer Gefälligkeit.«

Ich versprach ihm das.

Am anderen Tag brachte ich ihm das Portefeuille; Herr de Favere bat mich, auf seinem Bett Platz zu nehmen.

Halb damit spielend, öffnete er das Portefeuille. Es mochte ungefähr sechzig Banknoten, meistens eintausend Franc-Scheine, enthalten; der Baron zog zwei oder drei heraus und belustigte sich damit, sie zu zerknittern.

Ich stand auf.

»Doktor«, sagte er, »wundern Sie sich nicht über eines?«

»Worüber?« fragte ich.

»Daß man den Mut hat, eine falsche Banknote zu machen.«

»Das wundert mich, weil es eine feige und ehrlose Handlung ist.«

»Ehrlos vielleicht – aber feige? Wissen Sie, daß man eine feste Hand braucht, um die zwei kleinen Zeilen zu schreiben: ›Das Gesetz bestraft den Fälscher mit dem Tod.«?«

»Ja, allerdings, doch das Verbrechen, besitzt einen eigenen Mut. Derjenige, welcher einen Menschen am Waldrand erwartet, um ihn zu ermorden, hat beinahe ebensoviel Mut wie ein Soldat, der Sturm läuft oder eine Batterie nimmt; dessenungeachtet dekoriert man den einen, und den anderen schickt man auf das Schafott.«

»Auf das Schafott . . . ! Ich begreife, daß man einen Mörder auf das Schafott schickt; doch finden Sie nicht, Doktor, daß es sehr grausam ist, einen Menschen zu guillotiniern, weil er Banknoten nachgemacht hat?«

Der Vicomte sagte diese Worte mit so bebender Stimme und einer so sichtbaren Veränderung seiner Züge, daß es mir auffiel.

»Sie haben recht«, erwiderte ich. »Ich weiß auch aus sicherer Quelle, daß man diese Strafe in nächster Zeit mildern und auf die Galeere beschränken wird.«

»Sie wissen das, Doktor?« rief der Kranke lebhaft. »Sie wissen das . . . Sind Sie Ihrer Sache sicher?« »Ich habe es den sagen hören, von dem der Vorschlag ausgehen wird.«

»Vom König. In der Tat, es ist wahr, Sie sind Vierteljahresarzt des Königs. Ah, der König hat es gesagt. Und wann soll der Antrag gestellt werden?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich bitte Sie, Doktor, erkundigen Sie sich, das interessiert mich.«

»Es interessiert Sie?« fragte ich erstaunt.

»Ganz gewiß. Interessiert es nicht jeden Freund der Menschheit, zu erfahren, ob ein zu strenges Gesetz aufgehoben wird?«

»Es wird nicht aufgehoben, mein Herr, die Galeeren werden nur den Tod ersetzen; erscheint Ihnen das als eine große Erleichterung des Schicksals dieser Unglücklichen?«

»Nein, gewiß nicht!« erwiderte der Vicomte verlegen. »Man könnte sogar sagen, das wäre noch schlimmer; doch es bleibt wenigstens das Leben, es bleibt die Hoffnung; das Bagno ist ein Gefängnis, und es gibt keins, aus dem man nicht entweichen kann.«

Ich wurde des Geredes überdrüssig und machte eine Bewegung, mich zu entfernen.

»Doktor, Sie verlassen mich schon?« sagte der Vicomte, während er mit einer gewissen Verlegenheit ein paar Banknoten zusammenrollte, wohl mit der Absicht, sie mir in die Hand zu schieben.

»Allerdings«, antwortete ich, indem ich abermals einen Schritt rückwärts machte. »Sind Sie nicht geheilt, mein Herr? Womit sollte ich Ihnen jetzt noch dienen können?«

»Rechnen Sie denn das Vergnügen Ihrer Gesellschaft so gering?«

»Leider haben wir Ärzte nur wenig Zeit für dieses Vergnügen, so gern wir sie dafür erübrigen würden. Unsere Gesellschaft ist die Krankheit, und sobald wir sie aus einem Haus vertrieben haben, müssen wir hinter ihr hinausgehen und sie in einem anderen weiterverfolgen. Erlauben Sie mir also, Herr Vicomte, daß ich mich von Ihnen verabschiede.«

»Werde ich nicht mehr das Vergnügen haben, Sie zu sehen?«

»Ich bezweifle es, mein Herr. Sie treiben sich in der Gesellschaft herum, und ich besuche sie nur selten; meine Stunden sind gezählt, und jede von ihnen gilt den Kranken.«

»Wenn ich aber wieder krank würde?«

»Das ist etwas anderes, mein Herr.«

»In diesem Fall dürfte ich also auf Sie zählen.«

»Gewiß.«

»Doktor, Ihr Wort.«

»Ich brauche es Ihnen nicht zu geben, da ich nur eine Pflicht erfüllen werde.« »Gleichviel, geben Sie es mir immerhin!« »Nun wohl, mein Herr, ich gebe es Ihnen.«

Der Vicomte reichte mir abermals die Hand, doch da ich vermutete, diese Hand enthalte immer noch die fraglichen

Banknoten, stellte ich mich, als gewährte ich die freundschaftliche Gebärde nicht, mit der er von mir Abschied nehmen wollte, und ging hinaus.

Am anderen Tag erhielt ich zusammen mit der Karte des Herrn Vicomte Henri de Faverne eine Banknote von eintausend Franc und eine von fünfhundert.

Ich antwortete ihm sogleich: »Mein Herr Vicomte, würden Sie gewartet haben, bis ich Ihnen meine Rechnung geschickt hätte, so wäre es Ihnen klargeworden, daß ich mein Verdienst nicht so hoch anschlage, wie Sie das zu tun belieben.

Ich habe die Gewohnheit, den Preis meiner Besuche selbst zu bestimmen, und um Ihren Edelmut zu beruhigen, sage ich Ihnen, daß ich sie bei Ihnen zum höchsten Preise berechne, das heißt zu zwanzig Franc.

Ich hatte die Ehre, mich zehnmal zu Ihnen zu begeben, Sie sind mir also nur zweihundert Franc schuldig. Sie haben fünfhundert Franc geschickt, ich schicke Ihnen eintausenddreihundert zurück.

Genehmigen Sie die Versicherung usw. usw.

Fabien« Ich behielt in der Tat die Banknote von fünfhundert Franc und schickte dem Baron de Faverne die von eintausend Franc mit dreihundert Franc in Silber zurück; dann steckte ich den fünfhundert-Franc-Schein in ein Portefeuille, worin sich schon ein Dutzend anderer Scheine von derselben Summe befanden.

Am nächsten Tag hatte ich einige Einkäufe bei einem Juwelier zu machen. Diese Einkäufe beliefen sich auf zweitausend Franc. Ich bezahlte mit vier Banknoten, jede von fünfhundert Franc.

Acht Tage danach erschien der Juwelier, begleitet von zwei Polizisten, in meiner Wohnung.

Einer von den vier Scheinen, die ich ihm gegeben, war an der Bank, wo der Juwelier eine Zahlung zu leisten hatte, als falsch erkannt worden.

Man hatte ihn gefragt, von wem er diese Scheine hätte, er hatte mich genannt, und man kam zu mir, dem Ursprung des Falschgeldes nachzuforschen.

Da ich diese vier Scheine aus einem Portefeuille genommen hatte, worin, wie gesagt, ein Dutzend andere waren, die ich aus verschiedenen Quellen erhalten hatte, war es mir unmöglich, der Polizei irgendeine Auskunft zu geben.

Doch ich kannte meinen Juwelier als einen völlig ehrlichen Mann und erklärte, ich wäre bereit, die fünfhundert Franc zu ersetzen, wenn man mir das Falschgeld zurückgeben würde; aber man antwortete, dies wäre nicht üblich, denn die Bank bezahle alle Scheine, die man ihr präsentiere, auch wenn sie als falsch erkannt werden sollten.

Der Juwelier verließ mich, von dem Verdacht befreit, wissentlich eine falsche Banknote ausgegeben zu haben. Nach einigen weiteren Fragen entfernten sich auch die Polizisten, und ich hörte nichts mehr von dieser Sache.

9. Kapitel

Eine Ecke des Schleiers

Drei Monate waren vergangen, da fand ich unter meiner Morgenkorrespondenz folgendes kurze Schreiben:

»Mein libber Doktor, Ich bin waraftig Krank und bedarf ernstlig Ihrer Wissenschaft; komen Sie heute zu Mir, wenn Sie ohne Groll gegen Mich sind.

Ihr ergebenster Henri

Vicomte de Faverne Rue Taitbout Nr. II«

Dieser Brief, den ich wortgetreu mit seinen orthographischen Fehlern wiedergebe, bestätigte die Ansicht, die ich von dem Mangel an Erziehung meines Patienten hatte. War er, wie er sagte, in Guadeloupe geboren, so durfte man sich übrigens weniger darüber wundern. Man weiß, wie sehr die Erziehung der Pflanze vernachlässigt wird.

Doch andererseits hatte der Vicomte de Faverne weder die kleinen Hände noch die kleinen Füße, noch die schlanke, anmutige Gestalt, noch die reizende Sprache der Menschen aus den Tropenländern, und mir war es klar, daß ich es mit einem durch den Aufenthalt in der Hauptstadt nur oberflächlich abgehobelten Mann aus der Provinz zu tun hatte.

Da er indessen wirklich krank sein mochte, begab ich mich zu ihm. Ich trat ein und fand ihn in einem mit veilchenblauen und orangefarbenem Damast ausgeschlagenen Boudoir.

Zu meinem großen Erstaunen war dieser Winkel weit geschmackvoller als die übrige Wohnung.

Faverne lag halb auf einem Sofa, in einer sichtbar einstudierten Haltung, und war mit einer seidenen Hose und einem glänzenden Schlafrock bekleidet; zwischen seinen dicken Fingern schob er ein

reizendes Flakon wertvollster Arbeit hin und her.

»Wie gut und freundlich ist es von Ihnen, mich zu besuchen, Doktor«, sagte er, indem er halb aufstand und mir durch ein Zeichen andeutete, ich möge mich setzen. »Übrigens habe ich Sie nicht belogen, ich bin furchtbar leidend.«

»Was haben Sie?« fragte ich. »Sollte es Ihre Wunde sein?«

»Nein, Gott sei Dank, es ist jetzt nicht mehr davon zu sehn, als wenn es ein Blutegelstich wäre. Nein, ich weiß nicht, Doktor, wenn ich nicht befürchtete, Sie könnten über mich spotten, würde ich sagen, ich habe Vapeurs.«

Ich lächelte.

»Ja, nicht wahr«, fuhr er fort, »das ist eine Krankheit, die Sie ausschließlich für Ihre Schönen aufbewahren. Doch es ist darum nicht weniger wahr, daß ich leide – daß ich sehr leide, und zwar ohne sagen zu können, woran ich leide noch wie ich leide.«

»Teufel, das wird gefährlich. Sollte es Hypochondrie sein?«

»Wie nennen Sie das, Doktor?«

Ich wiederholte das Wort, doch ich bemerkte, daß es de Faverne unbekannt war. Inzwischen nahm ich seine Hand und legte zwei Finger auf die Arterie.

Er hatte in der Tat einen sehr aufgeregten Puls.

Während ich die Pulsschläge zählte, läutete es; der Baron zuckte zusammen, und die Pulsschläge beschleunigten sich. 4 Verdauungsstörungen beziehungsweise dadurch hervorgerufene schlechte Laune.

»Was haben Sie?« fragte ich.

»Nichts«, antwortete er. »Das ist nur stärker, weil ich . . . jedes mal, wenn ich eine Klingel höre, bebe ich, und dann muß ich erleichen. Ah! Doktor, ich sage Ihnen, ich bin sehr krank.«

Der Vicomte war in der Tat leichenblaß geworden.

Ich begann zu glauben, daß er nicht übertrieb und daß er in Wirklichkeit sehr litt; nur war ich überzeugt, daß diese physische Erschütterung eine psychische Ursache hatte.

Ich schaute ihn scharf an, er senkte die Augen, und der Blässe,

die sein Gesicht bedeckt hatte, folgte eine lebhaftere Röte.

»Ja«, sagte ich, »Sie leiden offenbar.«

»Nicht wahr, Doktor?« rief er. »Ich habe schon zwei Ihrer Kollegen zu Rate gezogen; sie waren so sonderbar, daß ich es nicht wagte, zu Ihnen zu schicken, um Sie rufen zu lassen. Die Dummköpfe lachten, als ich ihnen sagte, ich leide an den Nerven.«

»Sie leiden« versetzte ich, »doch es ist keine körperliche Ursache, die Sie leiden macht; Sie haben irgendeinen psychischen Schmerz, eine ernste Ursache vielleicht.«

Er bebte.

»Und welche Ursache sollte ich haben? Alles geht im Gegenteil auf das beste. Meine Heirat . . . ah, Sie wissen? Meine Heirat mit Fräulein de Macartie, die wegen Ihres Herrn Olivier beinahe in die Brüche gegangen wäre . . . «

»Ja; nun?«

»Sie wird in vierzehn Tagen stattfinden; das erste Aufgebot ist verkündet. Übrigens ist er für seine Behauptungen sehr bestraft worden und hat sich bei mir entschuldigt.«

»Wieso?«

»Germain«, sagte der Vicomte, »geben Sie mir das Portefeuille, das dort auf der Ecke des Kamins liegt.«

Der Bediente gehorchte, de Faverne nahm das Portefeuille und öffnete es.

»Sehen Sie«, sagte er mit einem leichten Zittern in der Stimme, »hier ist mein Geburtsschein; in Pointe-à-Pitre geboren, wie Sie sehen; ferner ist hier ein Zeugnis von Herrn de Malpas, in dem bestätigt wird, daß mein Vater einer der reichsten Grundeigentümer in Guadeloupe ist.

Diese Papiere sind Herrn Olivier vorgelegt worden, und da er die Unterschrift des Gouverneurs kannte, mußte er gestehen, die Unterschrift wäre echt.«

Während er mir diese Papiere zeigte, steigerte sich seine Aufregung von Sekunde zu Sekunde.

»Ihr Leiden muß heftiger geworden sein?« fragte ich ihn.

»Warum soll ich nicht leiden! Man verletzt mich, man verfolgt mich, ich werde verleumdet. Ich muß ständig damit rechnen, eines Verbrechens angeklagt zu werden. O ja, Doktor, Sie haben recht«, fuhr er mit einer gewissen Anstrengung fort, »ich leide, ich leide ungemein.«

»Sie müssen sich beruhigen.« »Mich beruhigen, das ist leicht gesagt! Bei Gott, wenn ich mich beruhigen könnte, wäre ich geheilt.

Hören Sie, es gibt Augenblicke, wo meine Nerven starr werden, als ob sie zerspringen wollten, wo meine Zähne sich aufeinanderpressen, wo ich ein Gesumm im Kopf höre, als ob alle Glocken von Notre-Dame in mein Ohr schallten; dann ist es mir, als müßte ich ein Narr werden. – Doktor, was ist der sanfteste Tod?«

»Warum fragen Sie das?«

»Weil mich zuweilen die Lust erfaßt, mich zu töten.«

»Ich bitte Sie.«

»Doktor, man sagt, wenn man sich mit Blausäure vergifte, sei es in einem Augenblick geschehen.«

»Das ist wirklich der schnellste Tod, den man kennt.«

»Doktor, verschaffen Sie mir für alle Fälle ein Fläschchen Blausäure.« »Sie sind ein Narr.«

»Hören Sie, ich bezahle Ihnen dafür, was Sie wollen, tausend Franc, sechstausend, zehntausend, wenn Sie dafür bürgen, daß man stirbt, ohne zu leiden.«

Ich erhob mich.

»Nun, wie?« sprach er, indem er mich zurückhielt.

»Ich bedaure, mein Herr, daß Sie mir unablässig Dinge sagen, die nicht nur meine Besuche abkürzen, sondern auch eine längere Verbindung mit Ihnen unmöglich machen.«

»Nein, nein, bleiben Sie, ich bitte Sie, sehen Sie nicht, daß ich Fieber habe und daß nur das Fieber schuld ist, wenn Sie mich so sprechen hören?«

Er läutete, derselbe Bediente von vorhin erschien.

»Germain, ich habe Durst«, sagte de Faverne. »Geben Sie mir etwas zu trinken.« »Was wünschen der Herr Vicomte?« »Sie werden

etwas mit mir nehmen, nicht wahr?« »Nein, ich danke«, antwortete ich. »Gleichviel«, fuhr er fort, »bringen Sie zwei Gläser und eine Flasche Rum.«

Germain ging hinaus.

Nach einigen Augenblicken kehrte er mit einem kleinen Tablett zurück, auf dem die verlangten Gegenstände standen; ich bemerkte nur, daß die Gefäße, statt Likörgläser zu sein, Gläser waren, aus denen man Bordeauxwein zu trinken pflegt.

Der Vicomte füllte sie beide, doch seine Hand zitterte so stark, daß mindestens genau soviel Rum, wie in den Gläsern war, verschüttet wurde.

»Kosten Sie das«, sagte er. »Es ist vortrefflicher Rum; ich habe ihn selbst von Guadeloupe mitgebracht; wo ich Ihrem Herrn Olivier d'Hornoy zufolge nie gewesen sein soll.«

»Ich danke Ihnen, aber ich trinke keinen Alkohol.«

Er nahm eines von den beiden Gläsern.

»Wie«, sagte ich, »Sie wollen das trinken?«

»Gewiß.« »Wenn Sie dieses Leben fortsetzen, werden Sie bis auf die Flanellweste verbrennen, die Ihre Brust bedeckt.« »Glauben Sie, daß man sich töten kann, wenn man viel Rum trinkt?«

»Nein, aber man kann sich eine Magen- und Darmentzündung zuziehen, an der man eines schönen Tages nach langen furchtbaren Schmerzen stirbt.«

Er setzte das Glas auf die Platte, ließ den Kopf auf die Brust und die Hände auf die Knie sinken und murmelte mit einem Seufzer: »Doktor, Sie erkennen also, daß ich sehr krank bin?«

»Ich sage nicht, Sie sind krank, ich sage nur, Sie leiden.«

»Ist das nicht dasselbe?«

»Nein.«

»Und was raten Sie mir? Die Medizin muß für jedes Leiden ihre Mittel haben; es wäre sonst nicht der Mühe wert, die Ärzte so teuer zu bezahlen.«

»Sie sagen das nicht gegen mich?« erwiderte ich lachend.

»O nein! Sie sind in allen Dingen ein Muster.«

Er nahm das Glas Rum und trank es, ohne an das zu denken, was er tat. Ich hielt ihn nicht zurück, denn ich wollte sehen, welche Wirkung dieses brennende Getränk auf ihn hervorbrächte. Es schien gar keine Wirkung hervorzubringen; es war, als hätte er nur ein Glas Wasser geleert. Ich zweifelte nicht mehr daran, daß sich dieser Mensch oft durch den Genuß alkoholischer Getränke zu betäuben versuchte. Nach einem Augenblick schien er in der Tat wieder einige Energie zu gewinnen.

»Warum«, sagte er, das Schweigen unterbrechend und seine eigenen Gedanken beantwortend, »warum quäle ich mich eigentlich so sehr? Bah, ich bin jung, ich bin reich, ich genieße das Leben, das wird dauern, solange es kann.«

Er nahm ein zweites Glas und leerte es wie das erste.

»Sie raten mir also nichts, Doktor?« »Doch; ich rate Ihnen, Vertrauen zu mir zu haben und mir mitzuteilen, was Sie quält.« »Sie glauben immer noch, daß ich etwas habe, was ich nicht zu sagen wage?«

»Ich sage Ihnen, daß Sie mir ein Geheimnis verbergen.«

»Ein wichtiges?« versetzte er mit einem gezwungenen Lächeln.

»Ein furchtbares.«

Er erbleichte und nahm mechanisch die Flasche beim Hals, um sich ein drittes Glas einzuschenken. »Ich habe Ihnen gesagt, Sie werden sich töten«, sprach ich. Er sank ein wenig zurück und stützte seinen Kopf an das Tafelwerk seines Zimmers.

»Ja, Doktor, ja, Sie sind ein Genie; ja, Sie haben es sogleich erraten. Sie, während die anderen nichts sahen als Feuer; ja, ich habe ein Geheimnis, und wie Sie sagen, ein furchtbares Geheimnis, das mich sicherer töten wird als der Rum, den Sie mich zu trinken hindern, ein Geheimnis, das ich stets irgend jemand anzuvertrauen Lust hatte und das ich Ihnen sagen würde, wenn Sie, wie die Beichtväter, das Gelübde der Verschwiegenheit abgelegt hätten. Doch urteilen Sie selbst: Wenn dieses Geheimnis mich schon so sehr quält, solange ich nur allein es kenne, wie wäre es erst, wenn ich zu meiner ewigen Marter wüßte, es wäre noch irgendeinem anderen Menschen bekannt?«

Ich stand auf.

»Mein Herr«, sagte ich, »ich habe kein Geständnis von Ihnen verlangt, und ich habe Ihnen keine Mitteilung gemacht; Sie ließen mich als Arzt kommen, und ich sagte Ihnen, ein Arzt könnte Ihren Zustand nicht bessern.

Bewahren Sie Ihr Geheimnis – das steht ganz bei Ihnen, mag dieses Geheimnis nun auf Ihrem Herzen oder auf Ihrem Gewissen lasten. – Gott befohlen, Herr Vicomte.«

Er ließ mich weggehen, ohne mir zu antworten, ohne eine Bewegung zu machen, mich zurückzuhalten, ohne mich zurückzurufen, nur konnte ich, als ich mich umwandte, um die Tür zu schließen, sehen, daß er die Hand zum dritten mal nach der Rumflasche, seiner unseligen Trösterin, ausstreckte.

10. Kapitel

Ein furchtbares Geständnis

Ich setzte meine Krankenbesuche fort, bekam jedoch nicht aus dem Kopf, was ich gesehen und gehört hatte. Während der Widerwille gegen de Faverne bestehen blieb, begann ich doch aber jenes körperliche Mitleid, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu spüren, das der für die Leiden anderer empfängliche Mensch empfindet, wenn einer seiner Mitmenschen leidet.

Ich speiste auswärts, und da ein Teil meines Abends Besuchen gewidmet war, kehrte ich erst nach Mitternacht nach Hause zurück.

Man sagte mir, ein junger Mann, der mich konsultieren wolle, erwarte mich seit einer Stunde in meinem Kabinett. Ich fragte nach seinem Namen, er hatte ihn nicht nennen wollen.

Ich trat ein und erkannte Herrn de Faverne.

Er war bleich und ebenso aufgereggt wie am Morgen; ein Buch, das er zu lesen versucht hatte, lag offen auf dem Schreibtisch.

»Nun«, fragte ich, »es geht Ihnen schlechter?«

»Ja«, antwortete er, »sehr schlecht; es ist mir ein furchtbares Ereignis, ein gräßliches Abenteuer begegnet, und ich bin hierher gelaufen, um es Ihnen zu erzählen.

Hören Sie, Doktor, seitdem ich mich in Paris aufhalte, seit ich das Leben führe, das Sie kennen, sind Sie der einzige Mensch, der mir volles Vertrauen eingeflößt hat; ich komme auch, wie Sie sehen, nicht um von Ihnen ein Mittel dagegen zu verlangen; Sie haben mir gesagt, es gebe keines, und während ich Sie rufen ließ, wußte ich wohl, daß es keines gibt, sondern ich wünschte einen Rat von Ihnen zu erhalten.«

»Ein Rat ist viel schwieriger zu geben als eine Verordnung, mein Herr, und ich gestehe Ihnen, daß ich nur sehr selten einen erteile.

Einmal verlangt man im allgemeinen nur einen Rat, um sich selbst

in dem Entschluß zu bestärken, den man schon gefaßt hat, oder wenn man, noch unentschieden über das, was man tun soll, den gegebenen Rat befolgt, so tut man es, damit man eines Tages das Recht hat, zum Ratgeber zu sagen: Daran sind Sie schuld.«

»Es ist etwas Wahres an Ihrer Bemerkung, Doktor; doch wie ich glaube, daß ein Arzt nicht berechtigt ist, eine Verordnung zu verweigern, glaube ich ebenso nicht, daß ein Mensch befugt ist, einen Rat zu verweigern.«

»Sie haben recht, ich weigere mich auch nicht, Ihnen einen Rat zu geben, Sie werden mir nur das Vergnügen machen, ihn nicht zu befolgen.«

Ich setzte mich nun zu ihm, doch statt mir zu antworten, ließ er den Kopf sinken und stützte ihn auf die Hände. Wie vernichtet saß er da.

»Nun?« fragte ich nach einem Augenblick Stillschweigen. »Nun«, erwiderte er, »am klarsten bei dem allem ist mir, daß ich verloren bin.« Es lag in diesen Worten ein solcher Ausdruck der Überzeugung, daß ich bebte.

»Verloren, Sie? Und wie das?« fragte ich.

»Ich bin sicher, sie wird mich verfolgen, sie wird jedem sagen, wer ich bin, sie wird meinen wahren Namen in allen Straßen ausschreien.«

»Wer wird Sie verfolgen?«

»Sie, bei Gott!«

»Sie? Wer sie?«

»Marie!«

»Wer ist Marie?«

»Ach ja, das können Sie nicht wissen; eine kleine Närrin, eine leichtfertige Dirne, mit der mich abzugeben ich die Güte hatte, mit der ein Kind zu zeugen ich so albern war.«

»Nun, wenn es eine von den Frauen ist, bei denen man sich mit Geld abfindet – sind Sie reich genug.«

»Ja«, entgegnete er, mich unterbrechend, »zu diesen Frauen zählt Marie leider nicht; sie ist ein Dorfmädchen, ein armes Mädchen, ein

frommes Mädchen.«

»Eben noch nannten Sie diese Marie eine leichtfertige Dirne.«

»Ich hatte unrecht, mein lieber Doktor, ich hatte unrecht, es war der Zorn, der mich so sprechen ließ, oder vielmehr – nein, nein, es war die Furcht.«

»Diese Frau ist also imstande, Ihr Schicksal zu beeinflussen?«

»Sie kann meine Heirat mit Fräulein de Macartie verhindern.«

»Wie das?«

»Wenn sie meinen Namen nennt und verrät, wer ich bin.«

»Sie heißen also nicht de Faverne?«

»Nein.«

»Sie sind also kein Vicomte?«

»Nein.«

»Sie sind also nicht auf Guadeloupe geboren?«

»Nein. Sehen Sie, dies alles ist eine erfundene Geschichte.«

»Olivier hatte also recht?«

»Ja.«

»Aber wie konnte Herr de Malpas, der Gouverneur von Guadeloupe, beurkunden . . . ?«

»Still«, sagte de Faverne, indem er heftig meine Hand drückte, »das ist mein anderes Geheimnis, Sie wissen, das Geheimnis, das mich umbringt.«

Wir blieben einen kurzen Augenblick lang alle beide stumm.

»Diese Frau, diese Marie – Sie haben sie wiedergesehen?«

»Heute, Herr Doktor, heute am Abend; sie hat ihr Dorf verlassen, ist nach Paris gekommen und hat mich hier gefunden. Und heute Abend ist sie mit ihrem Kind zu mir gekommen.«

»Was haben Sie getan?«

»Ich habe gesagt«, versetzte Herr de Faverne mit düsterem Ton, »ich habe gesagt ich kenne sie nicht, und ließ sie von meinen Leuten vor die Tür werfen.«

Ich wich unwillkürlich zurück.

»Das haben Sie getan, Sie haben Ihr Kind verleugnet und seine

Mutter durch Ihre Lakaien wegjagen lassen?«

»Was hätte ich denn sonst tun sollen?«

»Das ist abscheulich.«

»Ich weiß es wohl.«

Und wir versanken beide wieder in Stillschweigen. Nach einem Augenblick erhob ich mich.

»Und was habe ich mit alledem zu schaffen?« fragte ich aufgeregt.

»Sehen Sie nicht, daß mich Gewissensbisse peinigen?«

»Ich bemerke, daß sie Furcht haben.«

»Doktor . . . Ich wünschte, Sie würden diese Frau sehen.«

»Ich?«

»Ja, Sie, tun Sie mir den Gefallen, sie zu sehen.«

»Wo werde ich sie finden?«

»Einen Augenblick, nachdem ich sie weggejagt hatte, schob ich den Vorhang meines Fensters zurück und gewahrte sie mit ihrem Kind auf einem Prellstein.«

»Und Sie glauben, daß sie noch dort ist?«

»Ja.«

»Sie sind also wieder mit ihr zusammengetroffen?«

»Nein, ich bin durch eine Hintertür hinausgegangen und zu Ihnen gelaufen.«

»Warum sind Sie nicht ganz einfach durch die Vordertür hinaus und in Ihrem Wagen gefahren?«

»Ich befürchtete, sie würde sich meinen Pferden unter die Füße werfen.«

Ich erschauerte.

»Was soll ich denn da tun? Wie kann ich Ihnen nützen?«

»Doktor, tun Sie mir einen Gefallen: Sprechen Sie mit ihr, sie soll mit ihrem Kind nach Trouville zurückkehren; ich gebe ihr, was sie will, zehntausend Franc, zwanzigtausend Franc, fünfzigtausend Franc.«

»Und wenn sie das alles ausschlägt?« »Wenn sie es ausschlägt,

wenn sie es ausschlägt . . . Nun, wir werden sehen.« Der Vicomte sprach diese letzten Worte mit einem so finsternen Ton, daß ich für die arme Frau zitterte.

»Es ist gut, mein Herr«, antwortete ich, »ich will sie sehen.«

»Und Sie werden sie dahin bringen, daß sie abreist?«

»Dafür kann ich mich nicht verbürgen; aber ich werde alles tun, die Sprache der Vernunft mit ihr zu sprechen, ihr den Abstand zu zeigen, der zwischen Ihnen beiden liegt.«

»Den Abstand?«

»Ja.«

»Sie vergessen, daß ich Ihnen gestanden habe, ich sei kein Vicomte, ich bin ein Bauer, mein Herr, ein einfacher Bauer und habe mich durch meinen Verstand über meine natürliche Stellung erhoben; nur bitte ich Sie um Stillschweigen. Sie begreifen, daß Herr de Macartie mir seine Tochter nicht geben würde, wenn er wüßte, daß ich ein Bauer bin.«

»Es liegt Ihnen also ungeheuer viel an dieser Heirat?«

»Ich habe Ihnen gesagt, es ist für mich das einzige Mittel, gewagte Spekulationen, die ich zu unternehmen genötigt bin, aufgeben zu können.«

»Ich werde das Mädchen sehen.«

»Heute Abend?«

»Heute Abend. Wo werde ich sie finden?«

»Da, wo ich sie gesehen habe.«

»Auf dem Prellstein?«

»Ja.«

»Sie glauben, sie ist noch dort?«

»Ich bin dessen sicher.«

»Vorwärts.«

Er stand rasch auf und stürzte zur Tür; ich folgte ihm.

Wir gingen hinaus.

Ich wohnte kaum fünfhundert Schritt von ihm. Als wir an die Ecke der Rue Taitbout und der Rue du Helder kamen, blieb er stehen,

deutete mit dem Finger auf etwas Gestaltloses, das man kaum im Schatten unterschied, und sagte:

»Dort, dort! – Ich kehre durch die Rue du Helder zurück. Das Haus hat, wie Sie wissen, einen Hintereingang . . . Gehen Sie zu ihr.«

»Ich gehe.«

»Warten Sie. Ich muß Sie um einen letzten Dienst bitten. Mir scheint, ich bin auf dem Weg, ein Narr zu werden; mir wird schwindelig; alles dreht sich um mich . . . Ihren Arm, Doktor, führen Sie mich bis zu der kleinen Tür.«

»Gern.«

Ich nahm seinen Arm; er wankte in der Tat wie ein Betrunkener. Ich führte ihn bis zur Tür.

»Ich danke, Doktor, ich danke; ich schwöre, ich bin Ihnen sehr erkenntlich; und wenn Sie einer von den Menschen wären, die sich ihre Dienste bezahlen lassen, so würde ich Ihnen dafür bezahlen, was Sie wollen. Gut, wir sind nun an Ort und Stelle; nicht wahr, Sie kommen morgen und geben mir Antwort? Ich würde mich wohl zu Ihnen bemühen, aber bei Tage wage ich es nicht, ich müßte befürchten, ihr zu begegnen.«

»Ich werde kommen.«

»Adieu, Doktor.«

Er läutete, man öffnete.

»Einen Augenblick«, sagte ich, indem ich ihn zurückhielt.

»Der Name dieser Frau?«

»Marie Granger.«

»Gut; auf Wiedersehen.«

Er trat in sein Haus, und ich ging wieder die Rue du Helder hinauf, um in die Rue Taitbout zurückzukehren.

Als ich an die Ecke der zwei Straßen gelangte, da, wo ich die Frau erblickt hatte, hörte ich Lärm und sah eine ziemlich beträchtliche Gruppe, die sich im Schatten bewegte.

Ich lief darauf zu.

Eine vorüberziehende Patrouille hatte die Unglückliche bemerkt, und da sie, befragt, was sie um zwei Uhr morgens hier machte, nicht

hatte antworten wollen, führte sie diese Patrouille zur Wache.

Die arme Frau marschierte mitten unter den Nationalgarden und trug ihr weinendes Kind auf dem Arm; doch sie vergoß keine Träne, sie stieß keine Klage aus.

Ich näherte mich sogleich dem Anführer der Patrouille.

»Verzeihen Sie, mein Herr«, begann ich, »ich kenne diese Frau.«

Sie hob rasch den Kopf und schaute mich an.

»Er ist es nicht«, sagte sie und ließ ihr Haupt wieder sinken.

»Sie kennen diese Frau, mein Herr?« erwiderte der Korporal.

»Ja, sie heißt Marie Granger und stammt aus dem Dorf Trouville.«

»Das ist mein Name, und es ist der meines Dorfes. Wer sind Sie, mein Herr? Im Namen des Himmels, wer sind Sie?«

»Ich bin Doktor Fabien und komme im Auftrag von ihm.«

»Im Auftrag von Gabriel?«

»Ja.«

»Dann, meine Herren, lassen Sie mich gehen. Ich flehe Sie an, lassen Sie mich mit ihm gehen.«

»Sie sind wirklich der Doktor Fabien?« fragte mich der Anführer der Patrouille.

»Hier ist meine Karte, mein Herr.«

»Und Sie bürgen für diese Frau?«

»Ich büрге für sie.«

»Dann können Sie sie mitnehmen.«

»Ich danke.«

Ich bot der Unglücklichen den Arm; doch sie zeigte mir mit einer Gebärde ihr Kind, das sie zu tragen genötigt war, und sagte:

»Ich werde Ihnen folgen, mein Herr. Wohin gehen wir?«

»Zu mir.«

Zehn Minuten später war sie in meinem Kabinett und saß an demselben Platz, wo eine halbe Stunde zuvor der angebliche Vicomte de Faverne gesessen hatte.

Das Kind schlief in einem Lehnstuhl im Nebenzimmer.

Einige Zeit herrschte Stillschweigen, das sie zuerst unterbrach.

»Nun, mein Herr«, sagte sie, »was soll ich Ihnen erzählen?«

»Was Sie glauben, das ich wissen müßte. Bemerkten Sie bitte, daß ich nicht frage, sondern warte, bis Sie sprechen.«

»Ach, was ich Ihnen zu sagen habe, ist sehr traurig, und dennoch hat es kein Interesse für Sie.«

»Jeder körperliche oder seelische Schmerz gehört in meinen Wirkungskreis, fürchten Sie sich also nicht, mir den Ihren anzuvertrauen, wenn Sie glauben, ich könnte ihn erleichtern.«

»Ach, nur er kann ihn erleichtern«, sagte die arme Frau. »Nun, da er mich beauftragt hat, Sie aufzusuchen, ist noch nicht jede Hoffnung verloren.«

»So hören Sie mich; aber bedenken Sie, daß ich nur eine arme Bäuerin bin.« »Sie sagen es mir, und ich glaube Ihnen; aus Ihren Worten sollte man jedoch schließen, Sie gehören einem höheren Stand an.«

»Ich bin die Tochter des Schulmeisters, das wird Ihnen alles erklären. Ich habe einen Schein von Erziehung erhalten und kann besser lesen und schreiben, als es die anderen Bäuerinnen tun.«

»Sie haben also dieselbe Heimat wie Gabriel?«

»Ja, nur bin ich vier oder fünf Jahre jünger als er. Ich sehe ihn auch, solange ich mich erinnern kann, mit etwa zwanzig anderen Burschen vom Dorf, die mein Vater versammelte, am Ende einer langen Tafel sitzen, bedeckt von Namen und Zeichnungen, die die Schüler mit ihren Federmessern eingeschnitten haben; mein Vater hat sie Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt. Gabriel war der Sohn eines braven Meiers, der allgemein im Ruf der Ehrlichkeit stand.«

»Lebt sein Vater noch?«

»Ja, mein Herr.«

»Aber er trifft mit seinem Sohn nicht mehr zusammen?«

»Er weiß nicht, wo er ist, und glaubt, er sei nach Guadeloupe abgereist. Doch warten Sie, jeder einzelne Umstand wird der Reihe nach kommen. Entschuldigen Sie, wenn ich sehr ausführlich spreche; aber ich muß Ihnen die Dinge im einzelnen erzählen, damit

Sie uns beide beurteilen können.

Obgleich groß für sein Alter, war Gabriel doch schwach und kränklich; er wurde auch beständig bedroht, und zwar sogar von Kindern, die viel jünger waren als er. Ich erinnere mich, daß er nicht mehr den Mut hatte, mit den anderen zusammen die Schule zu verlassen, und daß ihn mein Vater beinahe immer auf der Treppe fand, wohin er sich aus Furcht geschlagen zu werden, geflüchtet hatte und wo man es nicht wagte, ihn zu holen.

Mein Vater fragte ihn sodann, was er hier mache, und der arme Gabriel antwortete weinend, er habe Furcht geschlagen zu werden.

Sogleich rief mich mein Vater und trug mir auf, den armen Jungen nach Hause zu begleiten; denn vor mir, der Tochter des Schulmeisters, wagte es niemand, ihn zu berühren.

Die Folge davon war, daß sich Gabriel mir sehr eng anschloß und daß es uns zur Gewohnheit wurde, beständig zusammen zu sein; nur war von seiner Seite diese Zuneigung Selbstsucht, aber sie mochte durch die Roheit der Kameraden begründet gewesen sein, denn er war bestimmt ein guter Junge, das können Sie mir glauben.

Gabriel lernte sehr schwer lesen und rechnen; doch schreiben lernte er äußerst leicht; er besaß nicht nur eine ausgezeichnete Handschrift, sondern er hatte auch die Fähigkeit, die Schrift von allen seinen Kameraden nachzuahmen, und zwar in einem Grad, daß die Nachahmung nicht vom Original unterschieden werden konnte.

Die Kinder lachten über dieses seltsame Talent und belustigten sich damit; doch mein Vater schüttelte traurig den Kopf und sagte oft: ›Glaube mir, Gabriel, mach nicht solche Dinge, das wird eine schlimme Wendung nehmen.‹

›Bah, wie soll das eine schlimme Wendung nehmen, Herr Granger?‹ erwiderte Gabriel. ›Ich werde ganz einfach Schreibmeister, statt Ackerknecht zu sein.‹

›Schreibmeister ist kein Beruf in einem Dorf‹, versetzte mein Vater. ›Dann gehe ich nach Paris und treibe dort dieses Geschäft‹, antwortete Gabriel.

Mich meinerseits, die ich nicht einsah, was aus der Nachahmung

der Schrift anderer Schlimmes hervorgehen konnte, belustigte das Talent ungemein, das jeden Tag bei Gabriel Fortschritte machte. Denn Gabriel beschränkte sich nicht mehr darauf, allein die Handschrift nachzuahmen, er ahmte alles nach.

Ein Kupferstich war ihm in die Hände gefallen, und mit einer wunderbaren Geduld kopierte Gabriel Linie für Linie so genau, daß es, abgesehen von der Größe des Papiers und der Farbe der Tinte, schwer gewesen wäre, das Original von der Kopie zu unterscheiden. Der arme Vater, der in dieser Kopie das sah, was sie wirklich war, nämlich ein Meisterwerk, ließ sie vom Glaser des Dorfes einrahmen und zeigte sie jedermann.

Der Bürgermeister und sein Gehilfe kamen, um sie anzuschauen, und der Bürgermeister sagte zu seinem Begleiter, als sie wieder gingen: ›Dieser Junge hat ein Vermögen in seinen Fingerspitzen.«

Gabriel hörte diese Worte. Sie müssen einen ungeheuren Eindruck auf ihn gemacht haben. Er hatte ja oft genug gehört, wie der oder jener plötzlich reich geworden war und in der eigenen Kutsche spazieren fuhr. Mein Vater hatte ihn alles gelehrt, was er ihn lehren konnte, und Gabriel kehrte in seine Meierei zurück. Da er das ältere von den beiden Kindern und da Thomas nicht reich war, mußte er zu arbeiten anfangen. Doch die Arbeit mit dem Pflug war ihm unerträglich, er träumte oft von dem Vermögen, das in seinen Fingerspitzen wohnen sollte.

Ganz im Gegensatz zu den Bauern wäre Gabriel gern spät zu Bett gegangen und spät aufgestanden; sein größtes Glück war, bis um Mitternacht zu wachen, um mit seiner Feder alle Arten von verzierten Buchstaben, Zeichnungen und Nachahmungen anzufertigen; der Winter war auch seine selige Zeit, und die Nachtwachen bildeten seine Feststunden.

Andererseits brachte der Widerwille gegen die Feldarbeiten den Vater zur Verzweiflung. Thomas Lambert war nicht reich genug, einen unnützen Mund zu füttern. Er hatte geglaubt, die Anwesenheit von Gabriel würde ihm einen Ackerknecht ersparen, doch zu seinem großen Erstaunen sah er, daß er sich getäuscht hatte.«

11. Kapitel

Abreise nach Paris

»Glücklicher- oder unglücklicherweise besuchte eines Tages der Bürgermeister, dessen Weissagung zufolge Gabriels Zukunft in den Spitzen seiner Finger läge, den Vater Thomas und machte ihm den Antrag, er wolle Gabriel gegen Kost und hundertfünfzig Franc jährlich als Schreiber beschäftigen.

Gabriel betrachtete diesen Antrag als ein Glück, doch der Vater Thomas schüttelte den Kopf und sagte: ›Wohin wird dich das führen, Junge?‹

Beide nahmen nichtsdestoweniger den Antrag des Bürgermeisters an, und Gabriel vertauschte wirklich den Pflug gegen die Feder. Wir waren nicht nur gute Freunde geblieben: Gabriel liebte mich, und auch ich liebte ihn von ganzem Herzen.

Jeden Abend gingen wir, wie dies in den Dörfern üblich ist, bald am Strand, bald am Ufer der Touque spazieren. Niemand kümmerte sich darum; wir waren beide arm, und wir paßten gut zusammen.

Nur schien Gabriel von der fixen Idee besessen, nach Paris zu kommen; er hatte die Überzeugung, wenn er nach Paris käme, würde er sein Glück machen.

Paris war also für uns das Ziel jedes Gesprächs. Paris war die magische Stadt, die uns beiden die Pforte des Reichtums und des Glückes öffnen sollte.

Ich gab mich dem Fieber hin, das ihn schüttelte, und wiederholte: ›O ja, Paris! Paris!‹

In unseren Zukunftsträumen hatten wir unsere Existenzen so miteinander verkettet, daß ich mich jetzt schon als die Frau von Gabriel betrachtete, obgleich damals nie ein Wort von Heirat unter uns ausgetauscht, obgleich, ich muß es sagen, nie ein Versprechen gegeben wurde.

Die Zeit verlief.

Imstande, sich seiner Lieblingsbeschäftigung zu widmen, schrieb Gabriel jeden Tag; er führte die Register der Bürgermeisterei mit einer außerordentlichen Pünktlichkeit und einem bewunderungswürdigen Geschmack.

Der Bürgermeister war entzückt, solch einen Schreiber zu haben.

Es kam die Zeit der Wahlen; einer von den Deputierten, die sich um die Wiederwahl bewarben, machte seine Rundreise, er kam nach Trouville; Gabriel war das Wunder von Trouville; man zeigte ihm die Register der Bürgermeisterei, und Gabriel wurde ihm am Abend vorgestellt.

Der Kandidat hatte ein Rundschreiben abgefaßt, doch es gab nur in Le Havre eine Druckerei; man mußte das Manifest in die Stadt schicken, und das verspätete die Sache um drei oder vier Tage.

Die Schreiben mußten jedoch so schnell wie möglich verteilt werden, da der Kandidat eine größere Opposition traf, als er zuvor erwartet hatte.

Gabriel machte sich anheischig, in der Nacht und am nächstfolgenden Tag fünfzig Exemplare zu schreiben. Der Abgeordnete versprach ihm dreihundert Franc, wenn er ihm diese fünfzig Exemplare in vierundzwanzig Stunden liefern würde.

Gabriel sagte alles zu, lieferte siebzig statt fünfzig. Im höchsten Maß erfreut, gab ihm der Kandidat fünfhundert Franc statt dreihundert und leistete ihm das Versprechen, ihn einem reichen Bankier in Paris zu empfehlen, der ihn wahrscheinlich auf diese Empfehlung hin zu seinem Sekretär nehmen würde.

Gabriel kam an diesem Abend freudetrunken zu mir.

›Marie‹, sagte er zu mir, ›Marie, wir sind gerettet; ehe ein Monat vergeht, reise ich nach Paris; ich erhalte einen guten Platz, schreibe dir sodann, und du kommst zu mir.‹

Ich dachte nicht einmal daran, ihn zu fragen, ob ich als seine Frau zu ihm kommen sollte, so fern war mir der Gedanke, Gabriel könnte mich täuschen.

Ich bat ihn nur um die Erklärung dieser Zusage, die noch ein

Rätsel für mich war. Er erzählte mir alles, sprach von der Protektion des Abgeordneten und zeigte mit ein gedrucktes Papier.

›Was für ein Papier ist das?‹ fragte ich.

›Eine Banknote von fünfhundert Franc‹, antwortete er.

›Wie‹, rief ich, ›dieser Papierfetzen ist fünfhundert Franc wert?‹

›Ja‹, sagte Gabriel, ›und wenn wir zwanzig davon hätten, wären wir reich.‹

›Das wären zehntausend Franc‹, versetzte ich. Mittlerweile verschlang Gabriel das Papier mit den Augen.

›Woran denkst du, Gabriel?‹ fragte ich.

›Ich denke, daß solch eine Banknote nicht schwerer nachzuahmen ist als ein Kupferstich.‹

›Ja . . . aber das muß ein Verbrechen sein?‹

›Schau‹, sagte Gabriel.

Und er zeigte mir die zwei Zeilen, die am unteren Rand des Geldscheines zu lesen waren:

›Das Gesetz bestraft den Fälscher mit dem Tode.‹

›Ah, ohne das‹, rief er, ›hätten wir bald zehn und zwanzig und fünfzig.‹

›Gabriel‹, meinte ich bebend, ›was sagst du da?‹

›Nichts, Marie, ich scherze.‹

Und er steckte die Banknote wieder in die Tasche.

Acht Tage später fanden die Wahlen statt.

Trotz der Rundschreiben wurde der Kandidat nicht gewählt. Nach dessen Niederlage begab sich Gabriel zu ihm, um ihn an sein Versprechen zu erinnern; doch der Kandidat war schon abgereist.

Gabriel kehrte verzweifelt zurück; aller Wahrscheinlichkeit nach würde der gescheiterte Kandidat das Versprechen vergessen, das er dem armen Schreiber der Bürgermeisterei geleistet hatte.

Plötzlich schien ein Gedanke in Gabriel zu keimen, lächelnd verweilte er dabei, und nach einem Augenblick sagte er zu mir: ›Zum Glück habe ich das Original von dem einfältigen Rundschreiben behalten.‹

Und er zeigte mir dieses Original, von der Hand des Kandidaten geschrieben und unterzeichnet.

›Was wirst du damit machen?‹ fragte ich.

›O mein Gott! Gar nichts; nur dürfte mich dieses Papier bei Gelegenheit in seine Erinnerung zurückrufen.‹

Dann sprach er nicht mehr von diesem Gegenstand, er schien das Rundschreiben vergessen zu haben.

Acht Tage danach kam der Bürgermeister zu Thomas Lambert mit einem Brief in der Hand. Dieser Brief war von dem gescheiterten Kandidaten.

Gegen alle Erwartung hatte er sein Versprechen gehalten und schrieb, er habe bei einem der ersten Bankiers von Paris eine Kommissstelle für Gabriel gefunden, nur sollte er erst einmal drei Monate lang als Überzähliger dienen.

Dieses Opfer an Zeit und Geld war unerlässlich; später sollte Gabriel dann sogar achthundert Franc Gehalt bekommen. Gabriel eilte, mir diese Neuigkeit mitzuteilen; doch während sie ihn mit Freude erfüllte, versetzte sie mich in tiefe Betrübniß.

Wohl hatte ich mich zuweilen, durch die Träume Gabriels angeregt, wie er nach Paris gesehnt; aber ich wäre doch nur nach Paris gegangen, um denjenigen, den ich liebte, nicht zu verlassen; mein ganzer Ehrgeiz beschränkte sich darauf, Gabriels Frau zu werden, und das schien mir viel sicherer in dem demütigen, eintönigen Dasein des Dorfes als im raschen, glühenden Wirbel der Hauptstadt. Als er mir seine Freudenbotschaft mitteilte, begann ich also zu weinen.

Gabriel warf sich vor mir auf die Knie und suchte mich durch seine Versprechungen und Beteuerungen zu beruhigen; doch ein tiefes furchtbares Gefühl sagte mir, daß ihm Paris mehr wert wäre als ich. Gabriels Abreise war indessen noch nicht entschieden.

Thomas Lambert ließ sich herbei, ein kleines Opfer zu bringen. Der Bürgermeister lieh ihm, wohlverstanden, gegen Unterpfand, fünfhundert Franc, und da niemand etwas von der Freigebigkeit des Kandidaten wußte, so war Gabriel im Besitz von tausend Franc.

Wir erzählten allen Leuten im Dorf, daß Gabriel noch an demselben Abend nach Pont l'Evèque abreisen würde, von wo ihn ein Wagen zunächst nach Rouen bringen sollte; doch unter uns wurde beschlossen, er sollte einen Umweg machen und zurückkommen, um die Nacht bei mir zuzubringen.

Ich würde das Fenster meines Zimmers offenlassen.

Es war das erste mal, daß ich ihn so empfing, und ich hoffte bei dieser letzten Zusammenkunft ebenso stark gegen mich und mein Herz zu sein, wie ich es immer gewesen war.

Ach, ich täuschte mich. Ohne diese Nacht wäre ich nur unglücklich gewesen. Durch diese Nacht war ich verloren. Bei Tagesanbruch verließ mich Gabriel; wir mußten uns trennen. Ich führte ihn durch die Gartentür, die zu den Dünen ging.

Hier erneuerte er mir alle seine Versprechungen, hier schwur er mir, er würde nie eine andere Frau nehmen als mich, und er schläfernte wenigstens meine Befürchtungen ein, wenn er auch nicht meine Gewissensbisse zu beschwichtigen vermochte.

Wir verließen uns. Ich verlor ihn an der Ecke der Mauer aus dem Blick; doch ich lief ihm nach, um ihn noch einmal zu sehen. Mit raschem Schritt eilte er den Fußpfad entlang, der zur Landstraße führte.

Es kam mir vor, als läge in der Eile seiner Schritte etwas, das seltsam mit meinem Schmerz kontrastierte.

Ich rief ihm etwas nach.

Er wandte sich um, schwang sein Taschentuch zum Zeichen des Abschieds und ging seines Weges. Als er sein Taschentuch zog, verlor er, ohne es zu bemerken, ein Papier aus seiner Tasche. Ich rief ihn noch einmal; doch ohne Zweifel aus Furcht, sich erweichen zu lassen, setzte er seinen Weg fort. Ich lief ihm nach, kam zu der Stelle, wo er das Papier verloren hatte, und fand es auf der Erde.

Es war ein Geldschein von fünfhundert Franc, nur war es ein anderes Papier als das, welches ich gesehen hatte. Da raffte ich alle meine Kräfte zusammen und rief zum letzten mal; er wandte sich um, sah mich mit der Banknote winken, blieb stehen, durchwühlte seine Taschen, gewährte, daß er etwas verloren hatte, und kehrte

eiligst zu mir zurück.

›Halt‹, sagte ich, ›du hast etwas verloren, und ich bin sehr glücklich, daß ich dich nun doch noch einmal umarmen kann.‹
›Deinetwegen allein komme ich zurück, liebe Marie, denn diese Banknote hat keinen Wert‹, erwiderte er lachend.

›Wie, sie hat keinen Wert?‹

›Nein, das Papier ist diesem nicht gleich.‹

Und er zog den anderen Schein aus der Tasche.

›Nun, was für ein Schein ist es denn?‹

›Einer, den ich zu meinem Vergnügen nachgeahmt habe und der völlig wertlos ist; du siehst es wohl, liebe Marie, ich komme nur deinetwegen zurück.‹

Und um mir die Richtigkeit des Gesagten zu beweisen, zerriß er den Schein in kleine Stücke und warf sie weg. Dann erneuerte er mir noch einmal seine Versprechungen und Beteuerungen, und da die Zeit drängte und er fühlte, daß ich nicht mehr die Kraft hatte, mich aufrecht zu halten, setzte er mich an den Grabenrand, gab mir einen letzten Kuß und ging.

Ich folgte ihm mit den Augen, solange ich ihn sehen konnte; als ihn dann eine Biegung des Weges meinen Blicken entzog, verbarg ich den Kopf in den Händen und begann zu weinen.

Ich weiß nicht, wie lange ich so in meinem Schmerz versunken blieb.

Ich kam zu mir durch ein Geräusch, das ich in der Nähe hörte. Dieses Geräusch wurde durch ein kleines Mädchen verursacht, das Schafe hütete und mich ganz erstaunt anschaute, denn es begriff nicht, warum ich da so unbeweglich saß.

Ich schaute empor.

›Ah‹, sagte das Mädchen, ›Sie sind es, Mademoiselle Marie, warum weinen Sie denn?‹ Ich trocknete meine Tränen und versuchte zu lächeln. Dann hob ich, einfach um mit ihm durch die Dinge verbunden zu sein, die er berührt hatte, die Papierstückchen auf, die er geworfen hatte.

Endlich befürchtete ich, mein Vater könnte aufstehen und über

meine Abwesenheit in Unruhe geraten, und begab mich hastig nach Hause.

Ich war kaum zwanzig Schritte gelaufen, als ich hörte, daß man mich rief.

Ich wandte mich um und sah das Mädchen mir nachlaufen.

Ich wartete.

›Was willst du, mein Kind?‹ fragte ich.

›Mademoiselle Marie‹, sagte sie, ›Sie haben alle die kleinen Papiere aufgehoben, hier ist eins, das Sie vergessen haben.‹

Ich blickte auf das, was das Kind mir bot; es war in der Tat ein Bruchstück von dem so geschickt von Gabriel nachgeahmten Geldschein.

Ich nahm es aus den Händen des kleinen Mädchens und betrachtete es genauer.

Durch einen seltsamen Zufall war es derjenige Teil des Scheines, auf dem die unselige Drohung geschrieben stand: ›Das Gesetz bestraft den Fälscher mit dem Tode.‹

Ich erschauerte, ohne daß ich begriff, woher der Schrecken kam, der sich meiner bemächtigte. Nur an diesen zwei Zeilen allein hätte man zu bemerken vermocht, daß die Banknote nachgeahmt war. Sichtbar hatte die Hand Gabriels gezittert, als er diese Worte schrieb oder vielmehr zeichnete.

Ich ließ alle anderen Stücke fallen und behielt nur dieses.

Dann kehrte ich zurück, ohne daß mich mein Vater bemerkte.

Doch als ich in das Zimmer trat, wo Gabriel die Nacht zugebracht hatte, erweckte alles in mir große Reue. Solange er dagewesen war, hatte mich mein Vertrauen zu ihm aufrecht gehalten; nun er weg war, kehrte jeder einzelne Umstand, der mir dieses Vertrauen wieder nahm, in meine Erinnerung zurück, und ich fühlte mich todunglücklich in der Reue über meinen Fehltritt.«

12. Kapitel

Die Beichte

»Es vergingen acht Tage, bis ich wieder eine Nachricht von Gabriel erhielt; der Morgen des achten Tages brachte mir endlich einen Brief von ihm.

Gabriel war, wie er mir schrieb, in Paris angekommen, bei seinem Bankier eingetreten und wohnte einstweilen in einem kleinen Hotel der Rue des Vieux-Augustins.

Dann kam eine Schilderung von Paris und dem Eindruck, den die Hauptstadt in ihm hervorgerufen hatte.

Er war trunken vor Freude.

Eine Nachschrift kündigte mir an, ich würde in drei Monaten sein Glück teilen. Statt mich zu beruhigen, erfüllte mich dieser Brief mit tiefer Betrübniß, und zwar ohne daß ich begriff, warum. Ich fühlte, daß ein Unglück über meinem Haupt schwebte und bereit war, auf mich niederzustürzen.

Ich antwortete ihm indessen, als ob ich mich mit ihm freute, und tat so, als glaubte ich an die Zukunft, die er mir versprach. Eine innere Stimme jedoch sagte mir, daß mir nichts Angenehmes bevorstände.

Vierzehn Tage später erhielt ich einen zweiten Brief. Er ließ mich in Tränen ausbrechen.

Wenn Gabriel sein Versprechen nicht hielt, war ich ein entehrtes Mädchen; ich würde in acht Monaten Mutter werden. Ich wankte einen Augenblick: Sollte ich Gabriel das mitteilen oder nicht?

Doch ich hatte niemand außer ihm in der Welt, dem ich mich anvertrauen konnte. Überdies hatte er die gleiche Schuld an meinem Fehltritt wie ich, und wenn mich jemand unterstützte, so war es billig, daß er es tat.

Ich schrieb ihm deshalb, er möge unser Wiedersehen so sehr wie

möglich beschleunigen, und sagte ihm, in Zukunft ginge es nicht nur um unser Glück, sondern auch um das unseres Kindes.

Ich hoffte umgehend Antwort zu erhalten, oder ich zitterte vielmehr, gar keine mehr zu bekommen, denn es rief mir, wie gesagt, ein dumpfes Vorgefühl zu, alles wäre für mich zu Ende.

Gabriel antwortete in der Tat nicht mir, sondern seinem Vater; er meldete ihm, der Bankier, bei dem er beschäftigt sei, habe bedeutende Geschäfte in Guadeloupe, und da der Bankier bei ihm mehr Geschick erkannt habe als bei seinen Bürogenossen, habe er ihn beauftragt, diese Geschäfte wahrzunehmen, und ihm versprochen, ihn bei seiner Rückkehr am Gewinn zu beteiligen. Demzufolge werde er noch an demselben Tag nach den Antillen abreisen; die Zeit seiner Rückkehr könne er noch nicht bestimmen.

Zugleich schickte er von dem Gelde, das ihm der Bankier zu der Reise gegeben, seinem Vater die fünfhundert Franc zurück, die er für ihn geliehen hatte. Diese Summe bestand in einem Fünfhundert Franc-Schein.

Eine Nachschrift sagte seinem Vater, da er keine Zeit mehr habe, mir zu schreiben, bitte er ihn, mich davon zu unterrichten.

Der Schlag war, wie man leicht begreift, furchtbar.

Da ich jedoch noch nie von Gabriel eine Antwort umgehend erhalten hatte, wußte ich nicht, wieviel Tage ein Brief braucht, um nach Paris zu gelangen, und folglich auch nicht, in wieviel Zeit man eine Antwort erhalten konnte.

Ich hoffte also gutgläubig, sein Brief sei wahrscheinlich geschrieben worden, ehe er den meinigen empfangen.

Unter irgendeinem Vorwand ging ich zum Bürgermeister und bat ihn um Auskunft darüber. Er hielt den Geldschein in der Hand, den ihm Vater Thomas gegeben hatte.

›Nun, Marie!‹ sagte er, als er mich sah, ›dein Geliebter ist auf dem besten Weg, sein Glück zu machen.‹

Ich antwortete ihm nur mit Tränen.

›Wie‹, rief er, ›es macht dir Kummer, daß Gabriel zu Geld kommt? – Ich habe schon immer gesagt, das Glück dieses Burschen liege in

seinen Fingerspitzen.<

›Mein Herr<, erwiderte ich, ›Sie täuschen sich in mir; ich werde dem Himmel stets für jedes Glück danken, das Gabriel widerfährt; ich befürchte nur, er wird mich in seinem Glück vergessen.<

›Das könnte schon sein, meine arme Marie<, entgegnete der Bürgermeister, ›ich möchte nicht dafür einstehen, und wenn ich dir raten soll, sage ich dir: Komm Gabriel zuvor, sobald sich dir eine Gelegenheit bietet. Du bist ein fleißiges, ordentliches Mädchen, an dem ich nie etwas zu tadeln gehabt habe, trotz deines Verhältnisses mit Gabriel. Nun wohl! Ich würde den ersten hübschen Jungen, der sich zeigt, nehmen und gegen Gabriel tauschen; und höre, André Morin, der Fischer, sprach mit mir erst gestern davon.<

Ich unterbrach ihn und sagte: ›Herr Bürgermeister, ich werde entweder Gabriels Frau, oder ich bleibe ledig; wir haben uns Treue gelobt, die er vergessen kann, die ich aber nie vergessen werde.<

›Ja, ja<, erwiderte er, ›ich kenne das; so richten sich alle die armen, unglücklichen Mädchen zugrunde; mach es, wie du willst, mein Kind, ich habe keine Gewalt über dich, doch wenn ich dein Vater wäre, wüßte ich, was ich tun würde.<

Ich erkundigte mich schließlich noch nach dem, was ich wissen wollte, und kehrte wieder nach Hause zurück. Ich konnte mir leicht ausrechnen: Gabriel hatte an seinen Vater geschrieben, nachdem er meinen Brief erhalten.

Ich wartete vergebens den nächsten Tag, den zweiten Tag, die ganze Woche, den ganzen Monat: Ich erhielt keine Nachricht von Gabriel.

Eine Hoffnung hatte mich aufrechterhalten; da er keine Zeit gehabt, mir von Paris aus zu schreiben, würde er mir wohl von dem Hafen aus schreiben, wo er sich einschiffte, oder wenn er nicht von diesem Hafen aus schreiben konnte, würde er mir wenigstens von Guadeloupe schreiben.

Ich verschaffte mir eine Karte und fragte einen unserer Matrosen, der mehrere Reisen nach Amerika gemacht hatte, welche Route die Schiffe fahren, wenn sie nach Guadeloupe wollen. Er zog mir mit dem Bleistift eine lange Linie, und ich hatte wenigstens den Trost zu

sehen, welchen Weg Gabriel verfolgte.

Bevor ich auf Nachricht von ihm hoffen dürfte, würden mindestens drei Monate vergehen. Ich erwartete mit ziemlich viel Ruhe den Ablauf dieser drei Monate, doch es kam nichts, und ich blieb in dem furchtbaren Halbdunkel, das man Zweifel nennt und das noch viel schlimmer ist als die Nacht.

Die Zeit verging indessen; alle Empfindungen, die das Dasein und Wachsen eines Wesens ankündigen, regten sich in mir. Es sind gewiß köstliche Empfindungen, wenn das Kind in eine Familie hineinwächst, aber schmerzliche, bittere und gräßliche Empfindungen, wenn jede Bewegung an den Fehltritt und das Unglück erinnert.

Ich war seit sechs Monaten in anderen Umständen, bis dahin hatte ich meine Schwangerschaft glücklich vor aller Augen verborgen; doch ein furchtbarer Gedanke verfolgte mich: der Gedanke, daß ich, wenn ich fortführe, mich so zusammenzuschnüren, das Leben meines Kindes gefährden könnte.

Ostern stand kurz bevor. Das ist bekanntlich in unseren Dörfern die Zeit der großen Beichte. Auf ein Mädchen, das Ostern nicht wie die anderen feierte, würden alle ihre Kameradinnen mit dem Finger deuten.

Ich war im Grunde meines Herzens zu religiös, als daß ich hätte zum Beichtstuhl gehen können, ohne meinen Fehltritt ganz zu enthüllen; seltsamerweise aber sah ich die Zeit dieser Enthüllung mit einer gewissen Freude nahen, in die sich jedoch auch Furcht mischte.

Unser Geistlicher war ein frommer Greis mit weißem Haar und ruhigem, lächelndem Antlitz, bei dessen Anblick der Schwache, der Unglückliche oder der Schuldige fühlt, Unterstützung zu finden.

Ich war also fest entschlossen, ihm alles zu sagen und mich von seinen Ratschlägen leiten zu lassen. Am Vorabend des Tages, an dem alle jungen Mädchen zur Beichte zu gehen pflegen, begab ich mich zu ihm.

Ich gestehe, mein Herz krampfte sich zusammen, als ich die Hand nach der Klingel des Pfarrhauses ausstreckte. Ich hatte die Nacht

abgewartet, damit mich niemand dort eintreten sah, wohin ich in anderen Zeiten ganz offen zwei- oder dreimal wöchentlich kam; auf der Schwelle verließ mich der Mut, und ich war genötigt, mich an die Mauer zu lehnen, um nicht zu fallen.

Doch ich raffte meine Kräfte zusammen und läutete mit einer ungestümen Bewegung.

Die alte Haushälterin öffnete mir sogleich.

Der Pfarrer war, wie ich es mir gedacht hatte, allein in einem kleinen, abgelegenen Zimmer, wo er beim Schein der Lampe sein Brevier las. Ich folgte der alten Katherine, die mir die Tür öffnete und mich meldete.

Der Pfarrer hob den Kopf. Sein schönes, ruhiges Antlitz befand sich nun ganz im Licht, und ich begriff: Wenn es in der Welt einen Trost für gewisse unwiderrufliche Unglücksfälle gibt, so ist es der, sein Unglück solchen Menschen zu bekennen.

Ich blieb indessen an der Tür stehen und wagte nicht, weiter ins Zimmer hineinzutreten.

›Es ist gut, Katherine‹, sagte der Pfarrer, ›lassen Sie uns allein, und wenn jemand kommt und nach mir fragt . . . ‹ › . . . werde ich sagen, der Herr Pfarrer sei nicht zu Hause‹, erwiderte die alte Haushälterin. ›Nein‹, sprach der Pfarrer, ›man darf nicht lügen, meine gute Katherine; Sie sagen, ich sei im Gebet begriffen.‹

›Gut, Herr Pfarrer‹, erwiderte Katherine.

Und sie ging hinaus und schloß die Tür hinter sich.

Ich blieb unbeweglich stehen, ohne ein Wort zu reden.

Der Pfarrer suchte mich mit den Augen in der Dunkelheit, die außerhalb des engen Lichtscheins der Lampe herrschte; er streckte mir dann die Hand entgegen und sagte zu mir: ›Komm, meine Tochter . . . ich erwartete dich . . . ‹

Ich tat zwei Schritte, nahm seine Hand und fiel vor ihm auf die Knie. ›Sie erwarteten mich, mein Vater?‹ erwiderte ich. ›Sie wissen also, was mich zu Ihnen führt?‹

›Ich vermute es‹, antwortete der würdige Priester.

›Oh, mein Vater, ich habe mich sehr strafbar gemacht!‹ rief ich, in

Schluchzen ausbrechend. ›Sag unglücklich, mein armes Kind.‹
›Aber, mein Vater, vielleicht wissen Sie nicht alles, denn wie hätten Sie erraten können . . . ‹

›Höre, meine Tochter, ich will es dir sagen‹, entgegnete der Priester. ›Ich erspare dir damit ein Geständnis, das dir mir gegenüber peinlich wäre, nicht wahr?‹

›Oh, ich fühle nun, daß ich Ihnen alles mitteilen kann; sind Sie nicht der Diener Gottes, der alles weiß?‹

›Sprich mein Kind‹, sagte der Priester. ›Sprich, ich höre dich.‹

›Mein Vater‹, rief ich, ›mein Vater . . . ‹

Und die Stimme stockte, ich hatte mir zuviel zugemutet und konnte nun nicht mehr.

›Ich vermute alles schon seit dem Tag der Abreise Gabriels‹, sagte der Priester. ›An diesem Tag, mein armes Kind, habe ich dich gesehen, ohne daß du mich sahst. Ich war in der Nacht gerufen worden, um die Beichte eines Sterbenden zu empfangen, und begegnete, als ich morgens um vier Uhr zurückkam, Gabriel, von dem jeder glaubte, er wäre am Abend zuvor abgereist. Als er mich erblickte, versteckte er sich hinter einer Hecke, und ich stellte mich, als sähe ich ihn nicht; hundert Schritt weiter fand ich ein junges Mädchen, das, den Kopf in den Händen, an einem Grabenrand saß; ich erkannte dich, doch du schautest nicht empor.‹

›Ich hörte Sie nicht, mein Vater‹, erwiderte ich. ›Denn ich war ganz in den Schmerz über die Trennung von Gabriel versunken!‹

›Ich ging also vorüber. Obwohl ich zunächst stehenbleiben wollte, um mit dir zu sprechen, hielt mich doch der Gedanke zurück, du könntest dich, genau wie Gabriel, verbergen wollen; ich ging also meines Wegs. Als ich dann die offene Tür eures Hauses sah, begriff ich alles: Gabriel hatte die Nacht bei dir zugebracht.‹

›Ja, mein Vater, so ist es.‹

›Als du dann nicht mehr in das Pfarrhaus kamst, wie du es früher getan, sagte ich zu mir: Die Arme, sie kommt nicht, weil sie in mir den Richter zu finden fürchtet.‹

Mein Schluchzen verdoppelte sich. ›Nun wohl!‹ sagte der Pfarrer.

›Was kann ich für dich tun? Sprich, mein Kind.« ›Mein Vater«, sagte ich, ›ich möchte wissen, ob Gabriel wirklich abgereist ist oder ob er sich noch in Paris befindet.«

›Wie, du zweifelst?«

›Mein Vater, es ist mir ein furchtbarer Gedanke durch den Kopf gegangen: der Gedanke, Gabriel habe, nur um sich meiner zu entledigen, vorgegeben, er reise ab.« ›Und wie bist du auf diesen Gedanken gekommen?« fragte der Priester.

›Einmal sein Stillschweigen: so überstürzt die Abreise auch hätte sein können: soviel Zeit, mir wenigstens ein Wort zu schreiben, wäre immer gewesen. Und wenn nicht von Paris, so von dem Ort, wo er sich einschiffte oder wo er angekommen wäre. Hätte er mir nicht Nachricht geben müssen? Weiß er nicht, daß ein Brief von ihm mein Leben und vielleicht das Leben meines Kindes bedeutet?«

Der Pfarrer seufzte.

›Ja, ja«, murmelte er, ›der Mensch ist im allgemeinen selbstsüchtig, und ich will niemand verleumden; doch Gabriel, Gabriel! Ich möchte das nicht von ihm glauben. – Du sagst also, du möchtest wissen . . . «

›Ob Gabriel wirklich von Paris abgereist ist.« ›Das ist leicht zu erfahren . . . mir scheint, durch seinen Vater. Höre, ermächtigt du mich, seinem Vater alles zu sagen?« ›Ich habe mein Leben und meine Ehre in Ihre Hände gelegt, mein Vater; tun Sie, was Sie für richtig halten.«

›Erwarte mich, meine Tochter«, sprach der Priester.

›Ich gehe zu Thomas Lambert.«

Und er entfernte sich.

Ich blieb auf den Knien und stützte meinen Kopf auf den Arm des Lehnstuhls, ohne zu beten, ohne zu weinen, in meine Gedanken versunken.

Nach einer Viertelstunde öffnete sich die Tür ein weiteres Mal.

Ich hörte Tritte, die sich mir näherten, und eine Stimme sprach zu mir: ›Steh auf, meine Tochter, und komm in meine Arme.« Ich hob den Kopf und sah mich Gabriels Vater gegenüber. Er war ein Mann

von fünfundvierzig Jahren, bekannt durch seine Redlichkeit, einer von den Menschen, die nur eines kennen: das gegebene Wort zu erfüllen. ›Hat dir mein Sohn je gesagt, er würde dich heiraten?‹ fragte er mich. ›Laß hören, antworte mir, wie du Gott antworten würdest.‹

›Nehmt‹, sagte ich und reichte ihm Gabriels Brief, in dem er mir versprach, mich in drei Monaten zu sich kommen zu lassen, und in dem er mich seine Frau nannte.

›Und in der Überzeugung, er würde dein Gatte werden, hast du ihm nachgegeben?‹ ›Ich habe ihm nachgegeben, weil er abreisen wollte und weil ich ihn liebte.‹ ›Gut geantwortet‹, sprach der Priester und nickte billigend mit dem Kopf. ›Gut geantwortet, mein Kind.‹

›Ja, Sie haben recht, Herr Pfarrer‹, sagte Thomas Lambert, ›Marie‹, fuhr er fort, ›du bist meine Tochter, und dein Kind ist mein Kind; in acht Tagen werden wir erfahren, wo Gabriel ist.‹

›Wie das?‹ fragte ich.

›Ich muß nach Paris fahren, um einige wichtige Dinge mit meinem Gutsherrn persönlich zu ordnen. Morgen reise ich ab. In Paris gehe ich zu dem Bankier, und ich schreibe dann an Gabriel, wo er auch sein mag, und ich werde ihn auffordern, sein Wort zu halten.‹

›Gut‹, versetzte der Pfarrer, ›gut, Thomas; und ich füge Eurem Brief einen von mir bei, in dem ich im Namen der Religion mit ihm sprechen werde.‹

Ich dankte beiden von ganzem Herzen, und der Priester begleitete mich ein Stück, als ich nach Hause ging.

›Morgen‹, sagte er zu mir.

›Oh, mein Vater‹, entgegnete ich, ›ich darf mich also mit meinen Kameradinnen noch in der Kirche zeigen?‹

›Für wen sollte denn die Kirche ihre Tröstungen bereithalten, wenn nicht für die Unglücklichen?‹ erwiderte der Priester.

Am nächsten Tag beichtete ich und erhielt die Absolution.

Am darauffolgenden Tag, am Ostertag, nahm ich das Abendmahl mit meinen Kameradinnen. Thomas Lambert war, wie er es gesagt hatte, am Abend zuvor nach Paris gereist.

Es vergingen acht Tage, während welcher ich jeden Morgen den Pfarrer besuchte, um ihn zu fragen, ob er Nachricht vom Vater Thomas erhalten hätte; während dieser acht Tage kam kein Brief.

Am Abend des Sonntags, der auf das Osterfest folgte, sah ich gegen sieben Uhr die alte Katherine eintreten, sie wollte mich im Auftrag ihres Herrn holen.

Ich stand auf, am ganzen Leib zitternd, und folgte ihr eiligst, und ich hatte nicht die Ruhe, mit meiner Frage nach dem Ergebnis von Vater Thomas' Reise nach Paris zu warten, bis ich beim Pfarrer war.

Sie sagte mir, der Vater Thomas sei soeben von Paris zurückgekehrt. Weiter zu fragen, hatte ich aber dann doch nicht mehr die Kraft.

Als ich in das Pfarrhaus kam, saßen beide in dem kleinen Kabinett, in dem ich vor Ostern gewesen war. Der Pfarrer war traurig und Vater Thomas ernst und düster.

Ich blieb an der Tür stehen, denn ich fühlte, daß meine Sache entschieden und verloren war. ›Mut, mein Kind‹, sprach der Priester, ›Vater Thomas bringt uns schlimme Nachrichten.‹

›Gabriel liebt mich nicht mehr!‹ rief ich.

›Man weiß nicht, was aus Gabriel geworden ist‹, erwiderte der Pfarrer.

›Wieso?‹ rief ich.

›Ist das Schiff, auf dem er sich befand, verlorengegangen? Ist Gabriel tot?‹

›Gefiele es dem Himmel, und entspräche die ganze Geschichte, die er uns erzählt hat, der Wahrheit!‹ sagte der Vater.

›Welche Geschichte?‹ fragte ich erschrocken, und ich sah alles nur noch wie durch einen Schleier.

›Ja‹, sagte der Vater, ›ich ging zu dem Bankier, doch er wußte nicht, was ich wollte, denn er hat nie einen Kommis namens Gabriel Lambert, er hat nie Geschäfte in Guadeloupe gehabt.‹

›O mein Gott, dann hättet Ihr zu dem gehen müssen, der ihm die Stelle verschafft hat, zu dem Kandidaten, Ihr wißt.‹

›Ich bin bei ihm gewesen‹, erwiderte der Vater.

›Nun?‹

›Er hat nie an mich oder meinen Sohn geschrieben.‹

›Aber der Brief!‹

›Den Brief hatte ich bei mir, ich zeigte ihm ihn, er erkannte auch seine Handschrift, doch er hat ihn nicht geschrieben.‹

Ich ließ meinen Kopf sinken.

Thomas Lambert fuhr fort: ›Von da ging ich in die Rue des Vieux-Augustins, in das Hotel de Venise.‹

›Habt Ihr dort eine Spur von ihm gefunden?‹

›Er hat sechs Wochen in diesem Hotel gewohnt und hat es, nachdem er seine Rechnung bezahlt, verlassen, und man weiß nicht, was aus ihm geworden ist.‹

›O mein Gott!‹ rief ich. ›Was soll das alles bedeuten?‹

›Das soll bedeuten‹, murmelte Thomas Lambert, ›daß von uns beiden, mein armes Kind, ich wahrscheinlich am unglücklichsten bin.‹

›Ihr wißt also durchaus nicht, was aus ihm geworden ist?‹

›Ich weiß es nicht.‹

›Aber auf der Polizei hättet Ihr vielleicht erfahren können . . . ‹, sagte der Pfarrer. ›Ich dachte wohl daran‹, murmelte Thomas Lambert, ›doch ich befürchtete, auf der Polizei zuviel zu erfahren.‹

Wir erschauerten, und ich besonders.

›Und was ist nun zu tun?‹ fragte der Pfarrer.

›Wir müssen warten‹, antwortete Thomas Lambert.

›Doch sie‹, versetzte der Priester, indem er auf mich deutete, ›sie kann nicht warten.‹

›Das ist wahr!‹ sprach Thomas Lambert.

›Sie soll bei mir wohnen, denn ist sie nicht meine Tochter?‹

›Ja; aber da sie nicht die Frau Eures Sohnes ist, wird sie in drei Monaten entehrt sein.‹

›Und mein Vater‹, rief ich, ›mein Vater, der über diese Nachricht vor Kummer sterben wird?‹

›Man stirbt nicht vor Kummer‹, erwiderte Thomas Lambert, ›doch

man leidet sehr, und es ist unnötig, diesen armen Mann leiden zu lassen; unter irgendeinem Vorwand wird sich Marie einen Monat bei meiner Schwester aufhalten, die in Caen wohnt, und ihr Vater erfährt nichts von dem, was während dieser Zeit vorfällt.<

Alles geschah, wie es verabredet wurde.

Ich brachte einen Monat bei Thomas Lamberts Schwester zu; während dieses Monats gebar ich das Kind, das dort im Lehnstuhl schläft.

Mein Vater wußte nichts von dem, was mir begegnet war, und das Geheimnis wurde so gut bewahrt, daß es ihm wie jedem andern unbekannt blieb.

Es vergingen fünf oder sechs Monate, ohne daß ich irgend etwas von Gabriel hörte; doch endlich eines Morgens verbreitete sich das Gerücht, der Bürgermeister sei in Paris gewesen und Lambert begegnet.

Man erzählte in diesem Zusammenhang so seltsame Dinge, daß man an ihrer Wahrheit zweifeln mußte.

Ich ging zu Thomas Lambert, um mich zu erkundigen, was wohl an den Gerüchten, die bis zu mir gedrungen, Wahres sein könnte; doch ich war kaum fünfzig Schritt vom Hause, als ich den Bürgermeister selbst traf.

›Nun, meine Schöne<, sagte er, ›ich wundere mich nicht mehr, daß dein Liebhaber zu schreiben aufgehört hat; es scheint, er hat sein Glück gemacht; ich habe also damals mit meiner Prophezeiung recht gehabt.<

›Mein Gott, was ist denn?< fragte ich.

›Wie? Ich weiß es nicht; doch soviel ist wahr, als ich von Courbevoie zurückkam, wo ich bei meinem Schwiegersohn zu Mittag gespeist hatte, begegnete ich einem schönen Herrn zu Pferde, einem Elegant, einem Dandy, dem ein Bedienter, ebenfalls zu Pferd, folgte. Rate, wer es war!<

›Wie soll ich das erraten?<

›Es war Meister Gabriel. Ich erkannte ihn und lehnte mich halb aus meinem Wagen, ihn zu rufen, und ohne Zweifel erkannte er mich

ebenfalls. Doch ehe ich Zeit gehabt hatte, seinen Namen auszusprechen, gab er seinem Pferde die Sporen und sprengte im Galopp davon.«

›Sie werden sich getäuscht haben«, entgegnete ich.

›Ich glaubte es wie du«, antwortete er. ›Doch der Zufall fügte es, daß ich am Abend in die Oper ging – in das Parterre, wohlverstanden. Ich bin ein Bauer, und das Parterre ist gut genug für mich; er aber, da er ein vornehmer Herr geworden ist, wie es scheint, war in den ersten Logen, und zwar in einer der schönsten, zwischen zwei Säulen, und plauderte und machte den Süßen gegen die Damen und hatte am Knopfloch eine Kamelie so groß wie meine Hand.«

›Das ist unmöglich!« murmelte ich.

›Es ist so; denn ich zweifelte immer noch und wollte Gewißheit haben. Deshalb ging ich im Zwischenakt hinaus und stellte mich in die Nähe der Loge; die Tür wurde halb geöffnet, und unser Held ging an mir vorüber.«

›Gabriel«, sagte ich mit halblauter Stimme.

›Er wandte sich rasch nach mir um und erblickte mich; da wurde er scharlachrot und stürzte mit solcher Eile zur Treppe, daß er beinahe einen Herrn und eine Dame, die seinen Weg kreuzten, niedergeworfen hätte. Ich folgte ihm, doch als ich unter den Säulengang kam, sah ich ihn in einen äußerst zierlichen Wagen steigen, ein Bedienter in Livree schloß den Schlag hinter ihm, und der Wagen fuhr im Galopp davon.«

›Wie soll er einen Wagen und Bediente in Livree besitzen?« fragte ich. ›Sie werden sich getäuscht haben, sicherlich war es gar nicht Gabriel.«

›Ich sage dir, ich habe ihn gesehen, wie ich dich sehe, und ich weiß sicher, daß er es war; ich muß ihn doch wohl kennen, da ich ihn drei Jahre als Schreiber in meiner Bürgermeisterei gehabt habe.«

›Haben Sie das außer mir noch anderen erzählt?«

›Bei Gott, ich habe es jedem gesagt, der es hören wollte. Er hat mich nicht um Geheimhaltung gebeten, er hat mir ja nicht einmal die

Ehre erwiesen, mich zu erkennen.<

›Aber sein Vater?‹ sagte ich mit halber Stimme.

›Sein Vater kann nur entzückt sein, denn was beweist das anderes, als daß sein Sohn sein Glück gemacht hat?‹ Ich seufzte und ging zu Thomas Lambert. Ich fand ihn, den Kopf in die Hände gestützt, an seinem Tisch sitzend, er hörte mich nicht die Tür öffnen, er hörte nicht, wie ich mich ihm näherte. Ich legte ihm die Hand auf die Schulter; er erschauerte und wandte sich um. ›Du weißt alles?‹

›Der Herr Bürgermeister erzählte mir soeben, er sei Gabriel zu Pferd und in der Oper begegnet; doch er kann sich getäuscht haben.<

›Wie soll er sich getäuscht haben? Kennt er ihn nicht so gut wie wir? O nein, das alles ist die reine Wahrheit.< ›Wenn er sein Glück gemacht hat<, erwiderte ich schüchtern, ›müssen wir uns darüber freuen, wenigstens wird er glücklich sein.<

›Glück gemacht!‹ rief Vater Thomas. ›Und auf welche Weise soll er sein Glück gemacht haben? Ist das ehrenhaft, ist das mit rechten Dingen zugegangen, wie so viele Leute in dieser Zeit zu Reichtum und Ansehen, zu Wagen und Pferden, zu einem vornehmen Namen gekommen sind, die noch vor kurzer Zeit nichts waren und nichts hatten. Gabriel war nicht schlecht, das weißt du, mein Kind, aber er hat gesehen, was andere gemacht haben, und er hat es ihnen nachgemacht. Oder nennst du das ehrenhaft, wenn sich der Sohn vor seinem Vater versteckt und das Versprechen vergißt, das er seiner Braut gegeben hat, die ihm nun nicht mehr gut genug ist?‹

›Sie begreifen wohl, daß ich seiner nicht mehr würdig bin, wenn er so reich ist.<

›Marie, Marie<, sprach der Vater, den Kopf schüttelnd, ›ich befürchte vielmehr, daß er deiner nicht mehr würdig ist.< Und er ging auf den kleinen Rahmen zu, der die Federzeichnung enthielt, die Gabriel einst angefertigt hatte, zerbrach ihn in Stücke, zerriß die Zeichnung und warf sie ins Feuer.

Ich ließ ihn gewähren, ohne ihn zurückzuhalten, denn ich dachte an das Bruchstück einer Banknote, das am Morgen seiner Abreise die kleine Schäferin aufgehoben hatte, ein Bruchstück, das ich

aufbewahrt hatte und auf dem die Worte standen: ›Das Gesetz bestraft den Fälscher mit dem Tode.‹

›Was sollen wir tun?‹ fragte ich. ›Wir müssen ihn in sein Verderben rennen lassen, wenn er es nicht schon getan hat.‹

›Bitte‹, sprach ich, ›versucht von meinem Vater die Erlaubnis zu erhalten, daß ich noch einmal vierzehn Tage bei Eurer Schwester zubringen darf.‹

›Warum?‹

›Ich werde nach Paris fahren.‹

Er schüttelte den Kopf und murmelte:

›Ein unnötiger Gang, glaube mir, ein unnötiger Gang.‹

›Vielleicht.‹

›Denkst du, wenn ich noch Hoffnung hätte, ich ginge nicht selbst?‹

Übrigens wissen wir seine Adresse nicht; wie sollen wir ihn finden, ohne uns bei der Polizei zu erkundigen, und wer weiß, was geschehen wird, wenn wir uns bei der Polizei erkundigen?‹

›Ich habe ein Mittel‹, erwiderte ich.

›Ihn zu finden?‹

›Ja.‹

›So geh! Vielleicht richtest du wirklich etwas aus. Brauchst du etwas?‹

›Nur die Erlaubnis meines Vaters.‹

Ich erhielt sie noch an demselben Tag, aber mit mehr Schwierigkeit als beim erstenmal. Seit einiger Zeit war mein Vater leidend, und ich fühlte selbst, daß die Stunde, ihn zu verlassen, schlecht gewählt war; doch etwas Stärkeres als mein Wille trieb mich fort.«

13. Kapitel

Das Blumenmädchen

»Drei Tage später reiste ich ab; mein Vater glaubte, ich führe nach Caen, und Thomas Lambert und der Pfarrer wußten allein, daß ich mich nach Paris begab.

Ich kam durch das Dorf, wo mein Kind lebte, und nahm es zu mir. Ich arme Närrin bedachte nicht, daß ich mit mir schon genug zu tun hatte.

Nach drei Tagen war ich in Paris.

Ich stieg in der Rue des Vieux-Augustins im Hotel de Venise ab: Es war das einzige Hotel, dessen Namen ich kannte, es war dasjenige, wo er abgestiegen und wohin ich ihm geschrieben hatte.

Hier zog ich Erkundigungen über ihn ein; man erinnerte sich seiner sehr gut: Er hatte stets in seinem Zimmer eingeschlossen gelebt und unablässig mit einem Kupferstecher gearbeitet, ohne daß man wußte, woran.

Man erinnerte sich auch, daß einige Zeit, nachdem er das Hotel verlassen hatte, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mit dem Aussehen eines Bauern, im Hotel erschienen war und dieselben Fragen gestellt hatte.

Ich erkundigte mich, wo die Oper wäre. Man erklärte mir den Weg, und ich wagte mich zum ersten mal in die Straßen von Paris.

Ich hatte folgenden Plan: Gabriel kommt in die Oper, ich erwarte vor dem Opernhaus alle Wagen, die anhalten. Steigt Gabriel aus einem der Wagen aus, frage ich den Bedienten nach seiner Adresse und schreibe ihm am anderen Tag, ich sei in Paris und wünsche ihn zu sehen.

Schon am Abend meiner Ankunft führte ich meinen Plan aus. Das war Dienstag vor acht Tagen. Ich wußte nicht, daß nur montags, donnerstags und sonnabends Vorstellungen in der Oper sind.

Vergebens wartete ich auf die Öffnung. Ich erkundigte mich nach der Ursache dieser Stille und Dunkelheit. Man sagte mir, eine Vorstellung finde erst am nächsten Tag wieder statt. Den ganzen anderen Tag blieb ich mit meinem armen Kind im Hotel.

Der Abend kam, und ich ging abermals aus. Ich glaubte, ich könnte unter der Säulenhalle warten, doch die Polizisten erlaubten es mir nicht.

Ich sah einige Frauen ungehindert umhergehen und fragte, warum man ihnen gestattete, was mir nicht erlaubt wäre; man antwortete mir, es wären Blumenmädchen.

Während ich in der größten Unruhe wartete, kamen viele Wagen; aber ich konnte die Leute, die ausstiegen, nicht recht erkennen; vielleicht war Gabriel schon unter ihnen.

Es war ein verlorener Abend, und ich mußte wieder zwei Tage warten; doch ich fügte mich darein und kehrte mit einem neuen Plan in mein Hotel zurück.

Dieser Plan bestand darin, daß ich in jede Hand einen Strauß nehmen und mich für ein Blumenmädchen ausgeben wollte. Ich kaufte Blumen, machte zwei Sträuße und begab mich auf meinen Posten; diesmal ließ man mich frei umhergehen. Ich näherte mich allen haltenden Wagen und prüfte aufmerksam die aussteigenden Personen.

Es war ungefähr neun Uhr, und alles schien schon angekommen zu sein, als noch ein Wagen anfuhr, der sich verspätet haben mußte. Als der Schlag geöffnet wurde, glaubte ich Gabriel zu erkennen.

Ich wurde von einem solchen Zittern befallen, daß ich mich auf einen Prellstein stützte, um nicht niederzusinken. Ein junger Mann, der Gabriel glich, sprang heraus; ich tat einen Schritt, um auf ihn zuzugehen, doch ich fühlte, daß ich auf das Pflaster stürzen würde.

›Um wieviel Uhr?‹ fragte der Kutscher.

›Um halb zwölf‹, antwortete er, die Treppe hinaufsteigend.

Und er verschwand unter dem Säulengang, während sich der Wagen im Galopp entfernte.

Es war sein Gesicht, es war seine Stimme; doch wie konnte dieser

elegante junge Mann mit den ungezwungenen Manieren der arme Gabriel sein? Die Verwandlung schien mir völlig unmöglich.

Und dennoch, aus der Erschütterung, die sich meiner bemächtigte, begriff ich, daß es durchaus kein anderer sein konnte.

Ich wartete.

Es schlug halb zwölf. Die ersten Besucher verließen die Oper, die Wagen fuhren einer nach dem andern vor.

Eine Gruppe, die aus einem Mann von ungefähr fünfzig Jahren, aus einem jüngeren Mann und zwei Frauen bestand, näherte sich einem Wagen; der junge Mann war Gabriel; er gab der älteren der zwei Frauen den Arm; die andere war eine reizende junge Dame.

Er stieg jedoch nicht mit ihnen in den Wagen, sondern begleitete sie nur bis zum Wagenschlag; nachdem er sich vor ihnen verbeugt hatte, trat er ein paar Schritte zurück und wartete dann, bis sein Wagen ihn abholte.

Ich hatte genügend Zeit, ihn prüfend zu betrachten, und es bestand kein Zweifel mehr, er war es; er gab laute Zeichen der Ungeduld von sich, und als der Kutscher vorfuhr, beschimpfte er ihn, daß er ihn hatte fünf Minuten warten lassen.

Ist das der demütige, schüchterne Gabriel, das Kind, das ich vor den anderen Kindern beschützt hatte? ›Wohin fährt der gnädige Herr?‹ fragte der Lakai, während er den Schlag schloß. ›Nach Hause‹, antwortete er.

Der Wagen fuhr sogleich ab, erreichte den Boulevard und wandte sich nach rechts.

Ich kehrte in das Hotel zurück und wußte nicht, ob ich schlief oder wachte. Zuweilen kam es mir vor, als ob alles, was ich gesehen hatte, ein Traum wäre.

Zwei Tage später geschah dasselbe, nur mit dem Unterschied, daß ich diesmal, statt die Abfahrt des Wagens am Operneingang zu erwarten, mich an der Ecke de Rue Lepeletier aufstellte; der Wagen kam ein paar Minuten vor Mitternacht vorbei; er fuhr ein ganzes Stück den Boulevard entlang und bog dann in die zweite Straße rechts.

Ich ging bis zu dieser Straße, um zu erfahren, wie sie hieß; es war die Rue Taitbout.

Wiederum zwei Tage später wartete ich an der Ecke der Rue Taitbout. Einmal mußte ich ja auf diese Weise zum Ziel gelangen.

Der Wagen hielt vor der Nummer elf; hier mußte Gabriel also wohnen. Ich langte gerade in dem Augenblick vor der Tür an, als der Portier die beiden Flügel schloß.

›Wohnt hier nicht‹, fragte ich mit einer Stimme, der ich vergebens Festigkeit zu verleihen suchte, ›wohnt hier nicht Herr Gabriel Lambert?‹

›Gabriel Lambert?‹ versetzte der Portier. ›Ich kenne diesen Namen nicht; es ist niemand dieses Namens im Haus.‹ ›Und der Herr, der eben zurückgekehrt ist – wie nennen Sie ihn?‹

›Wen?‹

›Denjenigen, dessen Wagen hier steht.‹

›Das ist der Vicomte Henri de Faverne und nicht Gabriel Lambert; wenn es das ist, was Sie wissen wollten, mein schönes Kind, so sind Sie nun auf dem laufenden.‹ Und er schloß die Tür vor mir.

Ich kam in das Hotel zurück, ungewiß über das, was ich tun sollte.

Wohl war es Gabriel, darüber gab es keinen Zweifel mehr; doch es war ein Gabriel, der reich geworden war, der seinen Namen verbarg und dem folglich mein Besuch doppelt unangenehm sein mußte.

Ich schrieb ihm. Aber ich adressierte: An den Herrn Vicomte Henri de Faverne, zur Übergabe an Herrn Gabriel Lambert. Ich bat ihn um eine Zusammenkunft und unterzeichnete: Marie Granger.

Am nächsten Morgen schickte ich den Brief durch einen Boten ab, dem ich auf eine Antwort zu warten auftrug. Der Bote kam bald zurück und sagte mir, der Vicomte wäre nicht zu Hause.

Einen Tag darauf ging ich selbst; ohne Zweifel war die Tür für mich verschlossen, denn die Bedienten behaupteten, der Vicomte wäre nicht zu sprechen.

Am dritten Tag war ich abermals dort. Die Bedienten sagten, der Herr Vicomte habe geantwortet, er kenne mich nicht und verbiete,

mich ferner zu empfangen.

Da nahm ich mein Kind in die Arme und setzte mich auf den Prellstein der Tür gegenüber.

Ich war entschlossen zu bleiben, bis er ausgehen würde. Ich blieb den ganzen Tag, dann kam die Nacht. Um zwei Uhr zog eine Patrouille vorüber und fragte mich, wer ich wäre und was ich hier machte.

Ich sagte, ich warte.

Der Anführer der Patrouille befahl mir, ihm zu folgen.

Ich folgte ihm, ohne zu wissen, wohin er mich führte.

Da kamen Sie und nahmen sich meiner an.

Und nun, mein Herr, wissen Sie alles; sie kamen im Auftrag von ihm, ich habe keine andere Stütze in Paris als Sie. Sie scheinen gut zu sein; was soll ich tun? Sprechen Sie, raten Sie mir.« »Heute Abend kann ich Ihnen nichts mehr sagen«, erwiderte ich, »Doch ich werde morgen früh sehen, was ich für Sie tun kann.«

»Und haben Sie einige Hoffnung, mein Herr?«

»Ja, ich habe die Hoffnung, daß er Sie nicht wiedersehen wollen.«

»O mein Gott! Was wollen Sie damit sagen?«

»Nach dem, was Sie mir erzählt haben, mein liebes Kind, wird es besser sein, die arme Marie Granger zu bleiben, als die Frau Henri de Favernes zu werden.«

»Sie glauben also wie ich, daß er . . . «

»Ich glaube, daß er auf so gewaltsame Art und Weise reich geworden ist, daß es kein gutes Ende mit ihm nehmen wird – und ich glaube mich nicht zu täuschen.«

»Ach, meine Tochter, meine Tochter!« sprach die arme Mutter, indem sie sich vor dem Lehnstuhl, in dem ihr Kind schlief, auf die Knie warf und es mit beiden Armen bedeckte, als wollte sie es gegen die Zukunft, die seiner harrete, beschützen.

Es war inzwischen zu spät für sie geworden, noch in die Rue des Vieux-Augustins zurückzukehren. Ich rief meine Helferin und übergab ihr die Mutter und das Kind.

Dann schickte ich einen meiner Dienstboten zur Besitzerin des Hotels de Venise und ließ ihr sagen, Mademoiselle Marie Granger sei bei dem Doktor Fabien, wo sie zu Mittag gespeist habe; es sei ihr unwohl geworden, und sie könne erst morgen zurückkehren.

14. Kapitel

Die Katastrophe

Früh um sieben Uhr trat mein Kammerdiener bei mir ein. »Mein Herr«, sagte er, »ein Bedienter des Herrn Vicomte Henri de Faverne ist da und wartet schon seit einer halben Stunde; doch da der Herr Doktor erst um drei Uhr zu Bett gegangen ist, wollte ich ihn nicht wecken. Ich hätte sogar noch gezögert, wäre nicht ein zweiter gekommen, der noch mehr auf Eile drang als der erste.«

»Was verlangen diese zwei Bedienten denn?«

»Sie kommen, um zu melden, ihr Herr erwarte den Doktor. Es scheint, der Vicomte ist sehr leidend, und er hat sich in dieser Nacht auch nicht zu Bett gelegt.«

»Antworten Sie, ich werde sogleich kommen.«

Ich kleidete mich in aller Eile an und lief zu dem Vicomte.

Er war wirklich, wie die Bedienten sagten, nicht schlafen gegangen, er hatte sich nur, ohne sich auszukleiden, ein Weilchen auf das Bett gelegt.

Ich fand ihn mit Beinkleidern und Stiefeln in einen weiten Schlafrock von Damast gewickelt. Rock und Weste hingen über einem Stuhl, und alles im Zimmer offenbarte die Unordnung einer bewegten, schlaflosen Nacht.

»Sie sind es, Doktor?« rief er. »Man lasse niemand herein!« Und mit einem Zeichen der Hand entließ er den Bedienten, der mich hereingeführt hatte.

»Verzeihen Sie, daß ich nicht früher gekommen bin«, sagte ich. »Mein Bedienter wollte mich nicht wecken, weil ich mich erst um drei Uhr morgens niedergelegt hatte.«

»Ich muß Sie um Entschuldigung bitten, ich langweile Sie, Doktor, ich ermüde Sie, und das ist mir um so schrecklicher, als ich nicht weiß, wie ich Sie für Ihre Bemühungen entschädigen soll; doch Sie

sehen, ich leide wirklich, nicht wahr? Und Sie haben Mitleid mit mir.«

Ich schaute ihn an. Es ließ sich wohl kaum ein verstörteres Gesicht finden als das seine, und ich bekam wahrhaft Mitleid. »Ja, Sie leiden; ich begreife, daß das Leben für Sie eine Marter ist.«

»Nämlich, sehen Sie, Doktor, es gibt keine von jenen Waffen, Dolch oder Pistole, die ich nicht zweimal an mein Herz oder an meine Stirn gesetzt habe!«

Er dämpfte seine Stimme und sagte hohnlachend: »Ich bin ein Feigling; ich habe Furcht vor dem Sterben. Glauben Sie das? Sie, Doktor, der Sie gesehen, wie ich mich geschlagen habe? Glauben Sie, daß ich vor dem Sterben zittere?«

»Von Anfang an glaubte ich zu wissen, daß Sie diese Art von Mut nicht besitzen, mein Herr.«

»Wie, Doktor, Sie wagen es, mir das ins Gesicht zu sagen?«

»Ja, ich sage, Sie haben nur den Mut, der mit dem Blut in den Kopf steigt, den Mut, im Affekt zu handeln.«

Er stieß einen Seufzer aus, sank in einen Lehnstuhl und schwieg.

»Aber«, sagte ich nach einem Augenblick, »Sie haben mich doch nicht zu sich gebeten, um mit mir über die verschiedenen Arten von Mut zu sprechen, nicht wahr, sondern um von ihr zu reden?«

»Ja, ja, Sie haben recht, um von ihr zu reden. Nicht wahr, Sie haben sie gesehen?«

»Ja.«

»Nun, was sagen Sie zu ihr?«

»Ich sage, daß es ein edles Herz, ein frommes Mädchen ist.«

»Ja, doch mittlerweile wird sie mich ins Verderben stürzen, denn, nicht wahr, sie wollte nichts hören, sie schlägt jede Entschädigung aus, sie will, daß ich sie heirate, oder sie wird es in allen Straßen ausschreien, wer ich bin, und vielleicht auch, was ich bin?«

»Ich kann Ihnen nicht verbergen, daß sie in dieser Absicht nach Paris gekommen ist.« »Sollte sie anderen Sinnes geworden sein, Doktor? Sollte es Ihnen gelungen sein, sie zu bewegen, ihre Ansichten zu ändern?« »Ich habe ihr gesagt, was ich denke: daß es besser wäre, Marie Granger als Frau de Faverne zu sein.«

»Wie soll ich das verstehen, Doktor, wollen Sie etwa sagen . . . ?«

»Ich will sagen, Herr Lambert«, erwiderte ich kalt, »daß ich, zwischen dem vergangenen Unglück Marie Grangers und dem zukünftigen Unglück Fräulein de Macarties wählend, das Unglück des armen Mädchens, das seinem Kind keinen Namen zu geben hat, vorziehen würde.«

»Doktor, Sie haben recht, mein Name ist ein unseliger Name. Doch sagen Sie mir, lebt mein Vater noch?«

»Ja.«

»Gott sei gelobt, ich habe seit mehr als fünfzehn Monaten keine Nachricht mehr von ihm erhalten.«

»Er war nach Paris gekommen, Sie zu suchen, und erfuhr, Sie wären nicht nach Guadeloupe abgereist.« »Großer Gott! Und was hat er in Paris gehört?« »Er hat gehört, daß Sie nie bei dem Bankier gewesen sind und daß der Brief, den er von Ihrem angeblichen Beschützer empfangen hatte, nie von diesem geschrieben worden ist.«

Der Unglückliche stieß einen Seufzer aus, der einem Stöhnen glich. Dann fuhr er mit den Händen nach seinen Augen.

»Er weiß es«, murmelte er, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte.

»Was soll ich dazu sagen? Dieser Brief war allerdings vorgespiegelt; aber er schadete niemand. Ich wollte nach Paris und wäre verrückt geworden, wenn ich es nicht durchgesetzt hätte. Ich wandte dieses Mittel an, es war das einzige. Hätten Sie an meiner Stelle nicht dasselbe getan, Doktor?«

»Fragen Sie mich das im Ernst, mein Herr?« sprach ich, indem ich ihn fest anschaute.

»Doktor, Sie sind der unbeugsamste Mensch, den ich kenne«, erwiderte der Vicomte, der nun aufstand und mit großen Schritten auf und ab ging. »Sie haben mir immer nur Hartes gesagt, und dennoch – wie kommt das? – sind Sie der einzige Mensch, zu dem ich grenzenloses Zutrauen habe. Wenn ein anderer die Hälfte der Dinge ahnte, die Sie wissen . . . «

Er näherte sich einer an der Wand hängenden Pistole und legte die Hand an den Kolben mit einem Ausdruck von Wildheit, der mehr einem reißenden Tier als einem Menschen gehörte.

»Ich würde ihn töten!«

In diesem Augenblick trat ein Bedienter ein.

»Was wollen Sie?« fragte der Vicomte unwirsch.

»Ich bitte um Verzeihung, wenn ich den gnädigen Herrn trotz seines Befehles unterbreche, der gnädige Herr hat vor drei Monaten seine Ställe neu besetzt, und es kommt nun ein Kommiss der Bank, um den Wechsel einzuziehen, den ihm der gnädige Herr ausgestellt hat.«

»Wie hoch ist der Wechsel?« fragte der Vicomte.

»Viertausend Franc.«

»Es ist gut«, sagte der Vicomte, indem er auf seinen Sekretär zuging und aus der Briefftasche, die er mir zu Beginn unserer Bekanntschaft zum Aufbewahren gegeben hatte, vier Banknoten von je tausend Franc nahm. »Hier sind sie, und bringen Sie mir den Wechsel.«

Aus der Briefftasche Banknoten nehmen und sie seinem Bedienten übergeben war eine ganz einfache Handlung; doch der Vicomte vollzog diese Handlung mit einem sichtbaren Zögern, und sein gewöhnlich bleiches Antlitz wurde leichenfahl, als er unruhig hinter dem Bedienten hersah, der mit den Scheinen wegging.

Einen Augenblick lang herrschte düsteres Stillschweigen; der Vicomte bewegte zwei- oder dreimal die Lippen, um zu sprechen, doch jedes mal erstarben die Worte in seinem Mund.

Der Bediente öffnete abermals die Tür.

»Nun, was gibt es noch?« fragte der Vicomte mit lebhafter Ungeduld.

»Der Kommiss wünscht ein Wort mit dem gnädigen Herrn zu sprechen.«

»Dieser Mensch hat nichts mit mir zu sprechen«, rief der Vicomte, »er hat sein Geld und soll gehen.«

Der Kommiss erschien hinter dem Bedienten und schlüpfte

zwischen ihn und die Tür.

»Verzeihen Sie«, sprach er, »verzeihen Sie, Sie täuschen sich, mein Herr, ich habe Ihnen etwas zu sagen.«

Dann machte er einen Sprung, packte den Vicomte am Kragen und rief:

»Ich habe Ihnen zu sagen, daß Sie ein Fälscher sind und daß ich Sie im Namen des Gesetzes verhafte.«

Der Vicomte stieß einen Schreckensschrei aus und verfärbte sich noch mehr.

»Zu Hilfe!« murmelte er. »Zu Hilfe, Doktor! Joseph, ruf meine Leute. Zu Hilfe, zu Hilfe!«

»Zu Hilfe!« rief, aber mit viel stärkerer Stimme, auch der angebliche Kommissar.

»Herbei, ihr Leute!«

Auf diesen Hilferuf hin öffnete sich die Tür einer Geheimgang, und zwei Männer stürzten in das Zimmer des Vicomte.

Es waren zwei Agenten der Sicherheitspolizei.

»Aber wer sind Sie denn?« rief der Vicomte, sich sträubend. »Wer sind Sie, und was wollen Sie von mir?«

»Herr Vicomte, ich bin V . . .«, sagte der falsche Kommissar. »Und Sie sind gefangen; machen Sie keinen Lärm, keinen Skandal, sondern folgen Sie uns gutwillig.«

Der Name V . . . war so bekannt, daß ich erschauerte.

»Ihnen folgen«, fuhr der Vicomte fort, der sich immer noch sträubte. »Ihnen folgen, und wohin Ihnen folgen?«

»Bei Gott! Wohin man die Leute Ihrer Art führt, Sie brauchen sich nicht zu erkundigen, Sie dürften das doch wissen: zur Polizeipräfektur!«

»Nie!« rief der Gefangene. »Nie!«

Und mit einer heftigen Anstrengung machte er sich von den beiden Männern, die ihn hielten, los, stürzte zu seinem Bett und ergriff einen türkischen Dolch.

In demselben Augenblick zog der falsche Kommissar mit einer Bewegung, die schnell war wie der Gedanke, zwei Taschenpistolen

hervor und richtete sie auf den Vicomte.

Aber er hatte sich in der Absicht de Favernes getäuscht, denn de Faverne wandte die Waffe gegen sich selbst. Die zwei Agenten wollten auf ihn stürzen und sie ihm entreißen.

»Unnötig«, sagte V . . . , »unnötig! Seien Sie unbesorgt, er wird sich nicht töten; ich kenne die Herren Fälscher seit langem: Es sind Burschen, welche die größte Achtung vor ihrer eigenen Person haben. Immerzu, mein Freund, immerzu«, fuhr er fort, indem er die Arme verschränkte und es dem Unglücklichen freistellte, sich zu erstechen. »Genieren Sie sich nicht unsretwegen; tun Sie es, tun Sie es nur.«

Der Vicomte schien den falschen Kommis, der eine so seltsame Aufforderung ergehen ließ, Lügen strafen zu wollen, er stieß zu und stürzte, einen Schrei ausstoßend, nieder. Sein Hemd bedeckte sich mit Blut.

»Sie sehen«, sagte ich, indem ich auf den Vicomte zueilte, »der Unglückliche hat sich getötet.«

V . . . lachte.

»Getötet – der! Ach, er ist nicht so dumm. Öffnen Sie das Hemd, Doktor.« »Doktor?« versetzte ich erstaunt. »Natürlich«, sprach V . . . , »ich kenne Sie, Sie sind der Doktor Fabien. Öffnen Sie das Hemd, und wenn Sie eine einzige Wunde finden, die mehr als vier oder fünf Linien Tiefe hat, verlange ich statt seiner guillotiniert zu werden.«

Ich war mir jedoch nicht so sicher wie V . . . , denn der Unglückliche war wirklich ohnmächtig geworden.

Ich öffnete das Hemd und betrachtete die Wunde.

Es war wirklich nur, wie V . . . vorhergesagt hatte, ein Nadelstich.

Ich entfernte mich voll Ekel.

»Nun«, sagte V . . . , »bin ich ein guter Psychologe, Herr Doktor? Vorwärts, vorwärts«, fuhr er fort, »legt diesem Burschen Handschellen an, sonst wird er auf dem ganzen Weg zappeln.«

»Nein, nein, meine Herren!« rief der Vicomte, den diese Drohung aus der Ohnmacht riß. »Nein, wenn man mich im Wagen fahren läßt,

werde ich kein Wort sagen, keinen Versuch machen zu entweichen, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort.«

»Hört ihr, meine Kinder, er gibt sein Ehrenwort; das ist beruhigend, wie? Was sagt ihr zu dem Ehrenwort des Herrn?« Die zwei Agenten lachten und gingen mit den Handschellen auf den Vicomte zu.

Ich fühlte bei dieser Szene ein Mißbehagen, das ich nicht beschreiben kann, und wollte mich entfernen. »Nein! Nein!« rief er, indem er sich an meinen Arm klammerte.

»Nein, nein, gehen Sie nicht; wenn Sie gehen, werden diese Leute kein Mitleid mehr mit mir haben und mich wie einen Verbrecher durch die Straßen schleppen.«

»Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?« fragte ich. »Ich habe keinen Einfluß auf diese Herren.«

»Doch, doch, Sie haben, Doktor, täuschen Sie sich nicht«, sagte er mit halber Stimme. »Ein ehrlicher Mann hat immer Einfluß auf diese Leute. Verlangen Sie, mich bis zur Polizei zu begleiten, und Sie werden sehen, daß sie mich in einem Wagen fahren lassen und nicht fesseln.«

Ein Gefühl tiefen Mitleids schnürte mir das Herz zusammen und trug den Sieg über die Verachtung davon.

»Herr V . . .«, sagte ich zu dem Anführer der Polizisten, »dieser Unglückliche bittet mich, zu seinen Gunsten zu vermitteln; er ist bekannt, man hat ihn in die Gesellschaft aufgenommen . . . kurz, ich ersuche Sie, ersparen Sie ihm unnötige Demütigungen.«

»Herr Doktor Fabien«, erwiderte V . . . mit der größten Höflichkeit, »einem Mann wie Ihnen habe ich nichts abzuschlagen. Ich hörte, daß dieser Mensch Sie bat, ihn bis zur Polizei zu begleiten. Gut, wenn Sie einwilligen, steige ich mit Ihnen in den Wagen, und die Dinge gehen ganz sanft ab.«

»Doktor, ich flehe Sie an«, sprach der Vicomte. »Gut, es sei«, sagte ich, »ich werde Ihrem Wunsch entsprechen. Herr V . . ., haben Sie die Güte, einen Wagen holen zu lassen.«

»Und lassen Sie ihn vor die Tür fahren, die zur Rue du Helder geht«, rief der Vicomte.

V . . . gebot einem seiner Untergebenen, einen Wagen zu besorgen.

»Mittlerweile«, sprach V . . . , »werde ich mit der Erlaubnis des Herrn Vicomte seinen Sekretär ein wenig durchsuchen.«

Der Vicomte machte eine Bewegung zum Sekretär hin.

»Oh, bemühen Sie sich nicht, Herr Vicomte«, sagte V . . . , den Arm ausstreckend, »wenn sich einige Scheine darin finden, so wäre das nicht mehr und nicht weniger; wir haben schon wenigstens hundert, die aus Ihrer Fabrik hervorgegangen sind.«

Der Gefangene sank auf einen Stuhl nieder, und V . . . begann den Sekretär zu durchsuchen.

»Ich kenne diese Sekretäre, sie sind aus der Werkstatt Barthélemys. Betrachten wir zuerst die Schubladen und dann die Geheimfächer.«

Und er durchwühlte alle Schubladen, in denen sich außer dem erwähnten Portefeuille nichts fand als Briefe.

»Nun die Geheimfächer«, sagte er.

Der Vicomte erleichte und errötete abwechselnd, während er V . . . mit den Augen folgte.

Ich bewunderte die Geschicklichkeit dieses Mannes. Es waren in dem Sekretär vier verschiedene Geheimfächer, und es entging ihm nicht nur keines davon, sondern er entdeckte den Mechanismus auf der Stelle, ohne erst suchen zu müssen.

»Hier ist der Rosentopf«, sagte er, indem er etwa hundert Banknoten von fünfhundert und tausend Franc zusammenpackte.

»Pest! Herr Vicomte, Sie sind nicht mit einer toten Hand zu Werk gegangen; vier Burschen wie Sie, und im Verlauf eines Jahres wäre die Bank gesprengt.«

Der Vicomte antwortete nur durch einen tiefen Seufzer und indem er den Kopf in den Händen verbarg. In diesem Augenblick kam der von V . . . weggeschickte Polizist zurück.

»Meine Herren, der Wagen steht vor der Tür«, meldete er.

»Dann vorwärts«, sprach V . . .

»Aber Sie sehen«, unterbrach ich ihn, »der Herr ist im Schlafrock,

und Sie können ihn so nicht mitnehmen.«

»Ja, ja«, rief der Vicomte, »ich muß mich ankleiden.«

»Kleiden Sie sich also an, und beeilen Sie sich. Ich hoffe, wir sind artig, wie? Es ist wahr, wir tun es nicht Ihretwegen, sondern dem Herrn Doktor zuliebe.«

Und er wandte sich zu mir und verbeugte sich.

Doch statt die ihm gegebene Erlaubnis zu benutzen, blieb der Vicomte unbeweglich auf seinem Stuhl sitzen.

»Nun, nun! Rühren wir uns ein wenig, und zwar rascher. Wir haben um neun Uhr einen anderen Herrn einzufangen, und des einen wegen darf der andere nicht verfehlt werden.«

Gabriel öffnete den Schrank, in dem seine Röcke hingen; doch er nahm fünf oder sechs herab, ohne sich zu einem zu entschließen.

»Mit der Erlaubnis des Herrn Vicomte werden wir ihm als Kammerdiener zur Seite stehen«, sagte V . . . , und er machte den Polizisten ein Zeichen, worauf diese aus einer Kommode eine Weste und eine Halsbinde nahmen, während er selbst im Schrank einen Oberrock wählte.

Dann begann die seltsamste Toilette, die ich je in meinem Leben gesehen habe. Auf seinen Beinen wankend, ließ der Gefangene mit sich machen, was man wollte, und heftete nur erstaunte Blicke auf jeden von uns.

Man band ihm sein Halstuch um, man zog ihm seine Weste und seinen Rock an, als wäre er eine Gliederpuppe, dann setzte man ihm den Hut auf den Kopf und schob ihm ein Stöckchen mit goldenem Knopf in die Hand. Man hätte glauben sollen, er müßte niederfallen, wenn man ihn nicht stützte.

Die zwei Polizisten nahmen ihn jeder unter einer Achsel, und jetzt erst schien er zu erwachen. »Nein, nein!« rief er, sich an meinen Arm klammernd. »Sie haben es mir versprochen, Doktor.«

»Ja«, versetzte ich, »kommen Sie.«

»Herr Vicomte«, sprach V . . . , »ich sage Ihnen im voraus, wenn Sie eine Bewegung machen, um zu fliehen, zerschmettere ich Ihnen die Hirnschale.«

»Habe ich Ihnen nicht mein Ehrenwort gegeben, daß ich nicht entweichen werde?« sagte er, indem er seine Feigheit unter einem Gefühl ehrenhaften Anscheins zu verdecken suchte.

»Ah, es ist wahr«, versetzte V . . . , während er seine Pistolen spannte, »ich hatte es vergessen. Vorwärts!« Wir gingen die Treppe hinab, der Unglückliche stützte sich jetzt auf meinen Arm, und V . . . folgte mit seinen zwei Polizisten. Als wir in den Hof kamen, eilte einer von ihnen auf den Wagen zu und öffnete den Schlag. Ehe er einstieg, warf der Gefangene einen scheuen Blick nach rechts und links, als wollte er sehen, ob keine Flucht möglich wäre.

Doch in diesem Augenblick fühlte er, daß man ihm etwas zwischen die Schultern setzte; er wandte sich um: Es war der Lauf der Pistole.

Mit einem Sprung stürzte er in den Wagen. V . . . bedeutete mir durch ein Zeichen, ich möge einsteigen und den Hintersitz einnehmen. Es war nicht die geeignete Zeit, Zeremonien zu machen. Ich setzte mich auf den Platz, der mir angewiesen war.

V . . . sagte auf Rotwelsch ein paar Worte zu seinen Polizisten, die ich nicht verstand, stieg ebenfalls ein und setzte sich auf den Vordersitz.

Der Kutscher schloß den Schlag und fragte:

»Zur Polizeipräfektur, nicht wahr, mein Herr?«

»Ja«, antwortete V . . . , »doch woher wissen Sie, wohin wir wollen, mein Freund?«

»Nun, ich habe Sie erkannt«, sagte der Kutscher, »es ist schon das dritte mal, daß ich Sie fahre, und stets in Gesellschaft.«

»Da baue man noch auf ein Inkognito«, versetzte V . . .

Der Wagen rollte den Boulevard entlang, dann die Rue de Richelieu, erreichte den Pont-Neuf, folgte dem Quai des Orfèvres, wandte sich nach rechts, fuhr unter ein Gewölbe, drang in eine Art von Gäßchen und hielt vor einer Tür.

Jetzt erst schien der Gefangene aus seiner Erstarrung zu erwachen, auf dem ganzen Weg hatte er kein Wort gesprochen. »Wie«, rief er, »schon da!«

»Ja, Herr Vicomte«, sagte V . . . , »das ist Ihre provisorische Wohnung, sie ist weniger elegant als die in der Rue Taitbout, doch in Ihrem Gewerbe muß man mit Veränderungen rechnen und Philosoph sein.«

Nun öffnete er den Schlag und sprang aus dem Wagen.

»Haben Sie mir noch einen Auftrag zu geben, ehe ich Sie verlasse?« fragte ich den Gefangenen.

»Ja, ja«, erwiderte er, »sie soll nicht erfahren, was vorgefallen ist.«

»Wer, sie?«

»Marie.«

»Die arme Frau! Ich hatte sie vergessen. Seien Sie unbesorgt, ich werde tun, was ich kann, um ihr die Wahrheit zu verbergen.«

»Ich danke, ich danke Ihnen, Doktor. Ach, ich wußte wohl, daß Sie mein einziger Freund sind.«

»Ich warte«, sagte V . . .

Gabriel seufzte, schüttelte traurig den Kopf und schickte sich an auszusteigen.

Scheinbar um ihm zu helfen, nahm ihn V . . . beim Arm; beide näherten sich der unseligen Pforte, die sich von selbst öffnete, als hätte sie ihren großen Lieferanten erkannt.

Der Gefangene warf mir einen letzten trübseligen Blick zu, und die Pforte schloß sich hinter ihnen mit einem dumpfen Geräusch.

An demselben Tag verließ Marie Paris und kehrte nach Trouville zurück. Ich sagte ihr nichts, wie ich es dem Vicomte versprochen hatte, doch sie vermutete alles.



15. Kapitel

Bicêtre

Sechs Monate waren seit den von mir erzählten Ereignissen vergangen, und mehr als einmal hatte ich mich, sosehr ich mich auch bemühte, sie zu vergessen, in Gedanken mit ihnen beschäftigt, als ich gegen sechs Uhr abends – ich wollte mich eben zu Tisch setzen – folgenden Brief erhielt:

»Mein Herr!

In dem Augenblick, wo er vor dem Thron Gottes erscheinen soll, wohin ihn ein Todesurteil führt, bittet Sie der unglückliche Gabriel Lambert, der eine tiefe Erinnerung für Ihre Güte bewahrt hat, um einen letzten Dienst; er hofft, Sie werden die Gefälligkeit haben, sich vom Präfekten die Erlaubnis, ihn besuchen zu dürfen, geben zu lassen, um noch einmal in seinen Kerker hinabzusteigen. Es ist keine Zeit zu verlieren: Die Hinrichtung findet morgen früh um sechs Uhr statt.

Ich habe die Ehre zu sein
Abbé . . .

Gefängnispriester.«

Ich hatte einige Gäste zu Tisch. Ich zeigte ihnen den Brief, erklärte ihnen mit ein paar Worten, worum es ging, und bat einen meiner Gäste, mich als Hausherrn und Gastgeber zu vertreten. Dann stieg ich sogleich in meinen Wagen und fuhr weg.

Wie ich vorausgesehen hatte, machte es mir keine Mühe, in das Gefängnis eingelassen zu werden. Gegen sieben Uhr war ich also in Bicêtre.

Es war das erste mal, daß ich über die Schwelle dieses Gefängnisses schritt, das, seitdem die Hinrichtungen nicht mehr auf

dem Grèveplatz stattfanden, der letzte Aufenthalt der zum Tode Verurteilten geworden war.

Ich hörte auch nicht ohne tiefe Beklemmung, nicht ohne eine gewisse persönliche Angst, von der auch der ehrlichste Mann nicht frei ist, wie sich die mächtigen Türen hinter mir schlossen.

Es war, als wäre hier jedes Wort eine Klage, jedes Geräusch ein Seufzer, man atmete eine andere Luft, und als ich dem Gefängnisdirektor die Erlaubnis, seinen Hausgenossen zu besuchen, vorwies, war ich sicher genauso bleich und zitterte ebenso wie die Gäste, die er gewöhnlich empfängt.

Kaum hatte er meinen Namen gelesen, unterbrach er sich, um mich zum zweiten mal zu begrüßen.

Dann rief er einen Schließer und sagte zu ihm: »François, führen Sie den Herrn in die Zelle Gabriel Lamberts, ich habe ihm erlaubt, mit dem Verurteilten allein zu bleiben.«

»In welchem Zustand finde ich den Unglücklichen?« fragte ich.

»Wie ein Kalb, das man auf die Schlachtbank führt, so hat man mir wenigstens gesagt; doch Sie werden es selbst sehen: Er ist so niedergeschlagen, daß man es für unnötig gehalten hat, ihm eine Zwangsjacke anzuziehen.«

Ich seufzte. V . . . hatte sich in seinen Prophezeiungen nicht getäuscht, und im Angesicht des Todes war Gabriel Lamberts Mut nicht gewachsen.

Nachdem ich dem Direktor zum Dank für sein Entgegenkommen zunickte, folgte ich dem Schließer. Der Direktor setzte seine durch mich unterbrochene Partie Piquet fort.

Wir durchschritten einen kleinen Hof, traten in einen düsteren Gang und stiegen ein paar Stufen hinab.

Wir fanden einen zweiten Gang, in dem Kerkerknechte wachten, die von Minute zu Minute ihr Gesicht an vergitterte Öffnungen drückten.

In diesen Zellen fanden sich die zum Tod Verurteilten, deren letzte Augenblicke man so überwacht, damit sie sich nicht durch Selbstmord dem Schafott entziehen.

Der Schließer öffnete eine von diesen Türen, und ich blieb wie in einem letzten Gefühl des Schreckens unbeweglich stehen.

»Treten Sie ein«, sagte er. »Hier ist es. He! Junger Mann«, fügte er hinzu. »Sie haben Glück gehabt, hier ist der Mann, nach dem Sie verlangten.«

»Wer? Der Doktor?« fragte eine Stimme. »Ja, mein Herr«, antwortete ich eintretend, »ich bin zu Ihnen gekommen.« Ich konnte nun mit einem Blick die elende, finstere Nacktheit des Kerkers umfassen. Im Hintergrund stand ein armseliges Bett, über dem dicke Gitterstangen das Vorhandensein eines Luftloches andeuteten.

Die durch die Zeit und den Rauch geschwärzten Wände waren auf allen Seiten mit Namen beschrieben, welche die Bewohner dieses furchtbaren Ortes eingekratzt hatten. Einer von ihnen, der wohl eine beweglichere Phantasie besaß als die übrigen, hatte das Bild einer Guillotine auf die Wand gezeichnet.

An einem durch eine rauchige Lampe beleuchteten Tisch saßen zwei Männer. Der eine war ein Mann von achtundvierzig bis fünfzig Jahren, dem das weiße Haar das Aussehen eines Greises von siebzig verlieh.

Der andere war der Verurteilte. Als er mich erblickte, stand er auf, doch Gabriels Vater blieb unbeweglich sitzen, als ob er weder sehen noch hören könnte.

»Ah! Doktor«, sagte der Verurteilte, der sich mit der Hand auf den Tisch stützte, um nicht umzufallen, wie mir schien.

»Sie haben es also auf sich genommen, mich zu besuchen? Ich kannte wohl Ihr gutes Herz, und ich gestehe, dennoch zweifelte ich daran, daß Sie mich besuchen würden.«

»Mein Vater, mein Vater«, rief der Verurteilte dann, indem er dem Greis auf die Schultern klopfte, »es ist der Doktor Fabien, von dem ich so oft gesprochen habe. – Entschuldigen Sie ihn«, fuhr der junge Mann fort, der sich nun zu mir zurückwandte und auf Thomas Lambert deutete, »meine Verurteilung hat ihm einen solchen Schlag beigebracht, daß ich glaube, er wird wahnsinnig.«

»Sie haben mich zu sprechen gewünscht, mein Herr, und ich habe mich beeilt, Ihrer Aufforderung zu folgen«, sagte ich. »Ein Arzt hat

die Pflicht, solchen Bitten nachzukommen, es ist keine Güte.«

»Nun, Doktor«, erwiderte der Verurteilte, »Sie wissen . . . morgen . . . «

Und er fiel wieder auf seinen Schemel zurück, wischte seine schweißnasse Stirn mit einem durchfeuchteten Taschentuch und setzte ein Glas Wasser an die Lippen, von dem er nur ein paar Tropfen trank; seine Hand zitterte so sehr, daß ich das Glas an seinen Zähnen klirren hörte.

Während des kurzen Stillschweigens, das nun eintrat, schaute ich ihn aufmerksam an. Nie hatte die schmerzlichste Krankheit eine gräßlichere Veränderung bei einem Menschen hervorgebracht.

War er mir in der Kleidung eines Dandys immer etwas lächerlich erschienen, so war er in der Zuchthaustracht nur noch ein bemitleidenswertes Geschöpf. Stets sehr hager für seine lange Gestalt, war sein Körper noch mehr abgezehrt. Die hohlen Augen schienen in Blut zu schwimmen. Das Gesicht war leichenblaß, und der Schweiß hatte die Haare an die Stirn und an die Schläfen geklebt.

»Mein Vater«, sagte er, den immer noch unbeweglichen, stummen Greis schüttelnd, »mein Vater, es ist der Doktor.«

»Wie?« murmelte der Greis.

»Ich sage Euch, daß es der Doktor ist«, fuhr er, die Stimme hebend, fort, »und ich möchte gern mit ihm allein sprechen. Ei! Mein Gott«, rief er ungeduldig, »wir haben keine Zeit zu verlieren, steht auf und laßt uns allein.«

Dann griff er ihm unter die Achseln und versuchte ihn zum Aufstehen zu bewegen.

»Was gibt es? Was gibt es?« fragte der Greis. »Kommen sie schon, dich zu holen? Es ist noch nicht Zeit, erst morgen früh um sechs Uhr.«

Der Verurteilte fiel auf seinen Schemel zurück und stieß einen tiefen Seufzer aus. »Hören Sie, Doktor«, sprach er, »bringen Sie ihn zur Vernunft, sagen Sie ihm, daß ich mit Ihnen allein zu sein wünsche.«

Und er schluchzte, streckte die Arme aus und legte das Gesicht auf den Tisch. Ich bedeutete dem Schließer durch ein Zeichen, er möge mir helfen. Er näherte sich mit mir dem Greis.

»Mein Herr«, sagte ich, »ich bin ein alter Bekannter Ihres Sohnes. Er will mir ein Geständnis anvertrauen; haben Sie die Güte, uns allein zu lassen.«

Zu gleicher Zeit hoben wir ihn auf, jeder an einem Arm, um ihn in den Gang zu führen.

»Das ist es nicht, was man mir versprochen hat«, rief er. »Man hat mir versprochen, ich könnte bis zum letzten Augenblick bei ihm bleiben. Ich habe die Erlaubnis erhalten, warum will man mich wegführen?«

Und durch das Übermaß des Schmerzes wieder zu sich gekommen, warf sich der Greis auf den halb auf dem Tisch liegenden jungen Mann.

»Er wird nicht gehen«, murmelte dieser, »und er muß doch einsehen, daß jede Minute für mich kostbarer ist als ein Jahr in dem Leben eines anderen.«

»Verstehen Sie wohl, man will Ihnen Ihren Sohn nicht entreißen, mein Herr«, sagte ich. »Ihr Sohn wünscht nur einen Augenblick mit mir allein zu bleiben.«

»Ist das wahr, Gabriel?« fragte der Greis.

»Ei, mein Gott, ja, ich wiederhole es Euch seit einer Stunde.«

»Dann ist es gut, ich gehe; doch ich will ganz in der Nähe seines Kerkers bleiben.«

»Sie können sich hier im Gang aufhalten.«

»Und ich kann zurückkehren?«

»Sobald es Ihr Sohn verlangt.«

»Sie wollen mich nicht täuschen, Doktor? Einen Vater zu hintergehen wäre gräßlich.«

»Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Sie in einem Augenblick zurückkehren können.«

»Dann verlasse ich Sie«, sagte der Greis; er drückte die Hände auf die Augen und ging hinaus.

Der Wärter ging gleichzeitig mit ihm hinaus und schloß die Tür.

Ich setzte mich auf den Platz, den der Greis verlassen hatte.

»Nun, Herr Lambert«, sagte ich, »wir sind allein, was kann ich für Sie tun? Sprechen Sie.«

Er hob langsam den Kopf, stützte sich auf die Hände, schaute mit irren Augen umher und heftete dann auf mich einen Blick, der immer starrer wurde.

»Sie können mich retten«, sagte er.

»Ich«, rief ich bebend, »wie denn?«

Er griff nach meiner Hand.

»Still«, sagte er, »und hören Sie mich.«

»Ich höre.«

»Erinnern Sie sich, daß wir eines Tages in der Rue Taitbout saßen, wie wir hier sitzen, und daß ich Ihnen, auf eine Banknote geschrieben, die Worte zeigte: Das Gesetz bestraft den Fälscher mit dem Tod.«

»Ja.«

»Erinnern Sie sich, daß ich mich damals über die Härte des Gesetzes beklagte und daß Sie mir sagten, der König beabsichtige den Kammern eine Verwandlung der Strafe vorzuschlagen.«

»Ja, ich erinnere mich.«

»Nun ja! Ich bin zum Tode verurteilt, vorgestern ist mein Gesuch, das Urteil zu revidieren, verworfen worden; es bleibt mir keine Hoffnung mehr als die auf ein Gnadengesuch, das ich an den König geschickt habe.«

»Ich verstehe.«

»Sie sind noch immer einer der Ärzte am Hofe des Königs?«

»Ja, und ich habe sogar heute Dienst.«

»Nun, mein lieber Doktor, als Arzt des Königs können Sie diesen in jeder Stunde sehen; ich bitte Sie, begeben Sie sich zu ihm, Sie kennen mich, haben Sie den Mut, und verlangen Sie meine Begnadigung von ihm; ich flehe Sie im Namen des Himmels darum an.«

»Doch diese Begnadigung«, entgegnete ich, »vorausgesetzt, ich

würde darum bitten, wird immer nur eine Strafverwandlung sein.«

»Ich weiß es wohl.«

»Und täuschen Sie sich nicht, diese Strafverwandlung wird darin bestehen, daß Sie auf Lebenszeit zu den Galeeren verdammt werden.« »Was wollen Sie?« murmelte der Verurteilte mit einem Seufzer. »Das ist immer noch besser als der Tod.« Ich fühlte nun, wie auch mir der kalte Schweiß auf der Stirn perlte.

»Ja«, sprach Gabriel, »ja, ich begreife, was in Ihnen vorgeht; Sie verachten mich, Sie finden mich feig, Sie sagen, es sei hundertmal besser zu sterben, als sein Leben lang, besonders wenn man erst sechsundzwanzig Jahre alt ist, die schändliche Kettenkugel zu schleppen.

Aber was wollen Sie, seitdem dieser Spruch gefällt worden ist, habe ich nicht eine Stunde geschlafen: Schauen Sie meine Haare an . . . die Hälfte ist weiß geworden . . . Ja, ich habe Angst vor dem Tod. Warum soll gerade ich sterben. Was habe ich denn getan? Ich habe Banknoten gefälscht, nun gut. Ich wollte reich werden – ich wollte auch reich werden, ich wollte auch ein Haus haben, Wagen und Pferde und einen Platz in der Oper. Und deshalb soll ich sterben? Wie sind denn alle die anderen reich geworden, die Bankiers, der Abgeordnete, der mir Versprechungen gemacht, der Richter, der mich verurteilt hat. Sie sind auch nur von dort hergekommen, wo ich hergekommen bin, sie waren ein Nichts wie ich und sind jetzt große Leute. Sie verachten mich, weil ich Geld gemacht habe – und was haben sie getan? Sie haben spekuliert, sie haben gestohlen, geraubt, gemordet; aber einer deckt den anderen, daß nichts laut wird von ihren Verbrechen. Bin ich nicht genausoviel wert wie sie, habe ich nicht das gleiche Recht wie sie? Oder sind sie nur schlauer gewesen als ich und haben jetzt Angst, daß ihnen ihre Plätze streitig gemacht werden sollen? – Doktor, retten Sie mich vor dem Tod, das ist alles, was ich von Ihnen erbitte, sie mögen dann mit mir machen, was sie wollen.«

»Ich werde mich bemühen«, erwiderte ich.

»Ah, Doktor, Doktor!« rief der Unglückliche, indem er meine Hand ergriff und die Lippen darauf drückte, ehe ich Zeit hatte, sie

zurückzuziehen. »Doktor, ich wußte wohl, daß Sie meine einzige, meine letzte Hoffnung sind.

Und nun verlieren Sie keine Minute mehr, gehen Sie, gehen Sie; sollte sich ein Zufall Ihrem Wunsch, den König zu sehen, widersetzen, so seien Sie im Namen des Himmels beharrlich; bedenken Sie, daß mein Leben an Ihren Worten hängt, bedenken Sie, daß es neun Uhr abends ist und daß es morgen früh um sechs geschehen soll. Neun Stunden zu leben, mein Gott! Wenn Sie mich nicht retten, nur noch neun Stunden zu leben!«

»Um elf werde ich in den Tuileries sein.« »Und warum erst um elf Uhr? Warum nicht auf der Stelle? Sie verlieren zwei Stunden, wie mir scheint.« »Weil sich der König gewöhnlich um elf zurückzieht, um zu arbeiten, und weil er bis zu dieser Stunde im Empfangssalon weilt.«

»Ja, und es finden sich dort hundert Personen, die plaudern, lachen und des andern Tages sicher sind, die nichts davon wissen, daß es einen Menschen ihresgleichen gibt, der sich in seinem Todeskampf zerarbeitet, in einem Kerker, bei dem Schein dieser Lampe, im Angesicht dieser Mauern, die bedeckt sind mit Namen von Leuten, die gelebt haben, wie er in diesem Augenblick lebt, und dann am anderen Tag tot waren. Sie wissen das alles nicht, diese Leute, sagen Sie ihnen, daß es so ist, damit sie Mitleid haben.«

»Ich werde tun, was ich kann, seien Sie unbesorgt.«

»Und sollte der König zögern, so wenden Sie sich an die Königin; sie ist eine fromme Frau, sie muß gegen die Todesstrafe sein! Wenden Sie sich an den Herzog von Orléans, jeder spricht von seinem guten Herzen. Er sagte eines Tages, wie man mir versichert hat, wenn er den Thron bestiege, sollte nicht eine einzige Hinrichtung mehr stattfinden. Wenn Sie sich an ihn wenden würden statt an den König?«

»Beruhigen Sie sich, ich werde tun, was nur immer zu tun ist.«

»Aber haben Sie denn wenigstens Hoffnung?«

»Die Gnade des Königs ist groß, ich hoffe auf sie.«

»Gott höre Sie«, rief er, die Hände faltend. »Oh, mein Gott!

Rühren Sie das Herz desjenigen, der mich mit einem Wort töten oder begnadigen kann.«

»Gott befohlen mein Herr.«

»Gott befohlen? Was sagen Sie da? Werden Sie nicht wiederkommen?« »Ich werde wiederkommen, wenn es mir gelungen ist.«

»Oh, daß ich Sie in dem einen oder dem anderen Fall wiedersehen würde! Mein Gott, wie schrecklich wäre es, sollte ich Sie nicht mehr sehen. Bis zum Fuß des Schafotts würde ich Sie erwarten, und Welch eine Marter ist dieser Zweifel! Kommen Sie zurück, ich flehe Sie an!«

»Ich werde zurückkommen.«

»Gut«, sagte der Verurteilte, den seine Kräfte von dem Augenblick an, wo er dieses Versprechen von mir verlangt hatte, zu verlassen schienen. »Gut, ich erwarte Sie!« Und er sank schwerfällig auf seinen Stuhl nieder. Ich ging zur Tür.

»Hören Sie«, rief er, »schicken Sie mir meinen Vater, ich will nicht allein bleiben; die Einsamkeit ist der Anfang vom Tod.«

»Ich werde tun, was Sie verlangen.«

»Warten Sie; bis wann, glauben Sie, werden Sie zurück sein?«

»Ich weiß es nicht, doch ich hoffe, gegen ein Uhr morgens.«

»Soeben hat es halb zehn geschlagen, es ist unglaublich, wie schnell die Stunden vorübergehen, seit zwei Tagen besonders! In drei Stunden also, nicht wahr?«

»Ja.«

»Gehen Sie, gehen Sie; oh, ich würde Sie am liebsten zugleich bei mir behalten und gehen sehen . . . Auf Wiedersehen, Doktor, auf Wiedersehen. Ich bitte Sie, schicken Sie mir meinen Vater.« Die Empfehlung war unnötig: Sobald mich der arme Greis an der Tür erscheinen sah, stand er auch schon auf. Der Wärter, der mich herausließ, ließ ihn hinein, und die Tür schloß sich wieder hinter ihm. Ehe ich mich aus dem Gefängnis entfernte, sagte ich dem Direktor, ich würde wahrscheinlich im Verlauf der Nacht zurückkehren.

Mein Wagen erwartete mich vor der Tür; ich fuhr nach Hause, fand

meine Freunde immer noch lustig beieinander und erinnerte mich der Worte des Unglücklichen: »Es gibt in diesem Augenblick Menschen, die lachen und nicht daran denken, daß sich einer ihresgleichen im Todeskampf zerarbeitet.«

Ich war so bleich, daß sie, als sie mich erblickten, einen Schrei des Erstaunens, beinahe des Schreckens ausstießen und mich fragten, ob mir ein Unfall zugestoßen wäre.

Ich erzählte ihnen, was vorgefallen war, und am Ende meiner Erzählung waren sie beinahe so bleich wie ich. Dann trat ich in mein Kabinett und kleidete mich um.

Als ich herauskam, war das Spiel zu Ende. Sie standen und sprachen miteinander; es hatte sich ein großer Streit über die Todesstrafe erhoben.

Es schlug Mitternacht, als ich wieder nach Bicêtre kam; der König hatte an den Rand des Gesuches geschrieben: »Ich verwandle die Todesstrafe in lebenslängliche Zwangsarbeit.«

Der Direktor saß noch immer bei seiner Partie Piquet. Ich sah, daß ihm die Störung, die ich ihm verursachte, sehr lästig war. »Ich bin es«, sagte ich. »Sie haben mir zu dem Verurteilten zurückzukehren erlaubt, und ich mache Gebrauch von dieser Erlaubnis.«

»Tun Sie es«, erwiderte er. »François, führen Sie den Herrn.«

Dann wandte er sich mit einem Lächeln tiefer Befriedigung zu seinem Mitspieler um und sagte zu ihm: »Vierzehn Damen und sieben Piques, was sagen Sie dazu?«

»Bei Gott!« antwortete der andere mit einer äußerst ärgerlichen Miene, »ich glaube, ich habe nur fünf Carreaux.«

Mehr hörte ich nicht.

Es ist unglaublich, wieviel verschiedenartige Gemütsbewegungen ein und dieselbe Stunde und ein und derselbe Ort einschließen. Ich stieg so rasch wie möglich die Treppe hinab. »Ich bin es!« rief ich, als ich vor der Tür stand. »Ich bin es.« Ein Schrei antwortete auf den meinen. Die Tür öffnete sich. Gabriel Lambert war von seinem Sitz aufgesprungen. Er stand mitten in seinem Kerker, bleich, die Haare gesträubt, die Augen starr, die Lippen zitterten, und er wagte es

nicht, mich nach dem Erfolg zu fragen.

»Nun, wie steht es?« murmelte er endlich.

»Ich habe den König gesehen, er schenkt Ihnen das Leben.«

Gabriel gab einen zweiten Schrei von sich, griff mit den Armen umher, als wollte er eine Stütze suchen, und fiel ohnmächtig vor seinem Vater nieder, der ebenfalls aufgestanden war und nicht einmal die Arme ausstreckte, um ihn zu halten.

Ich bückte mich, um dem Unglücklichen beizustehen.

»Einen Augenblick«, sagte der Greis, indem er mich zurückhielt, »unter welcher Bedingung?«

»Wie? Unter welcher Bedingung?«

»Sie haben gesagt, der König schenke ihm das Leben, doch unter welcher Bedingung begnadigt er ihn?«

Ich suchte eine Ausflucht.

»Lügen Sie nicht, mein Herr«, sprach der Greis.

»Unter welcher Bedingung?«

»Die Todesstrafe ist in lebenslängliche Zwangsarbeit verwandelt.«

Thomas Lambert richtete sich in seiner ganzen Größe auf und ging festen Schrittes auf seinen Stock zu, der in einer Ecke stand.

»Was machen Sie?« fragte ich.

»Er bedarf meiner nicht mehr. Ich war gekommen, um ihn sterben, nicht ihn brandmarken zu sehen. Das Schafott hätte ihn gereinigt, aber er hat das Bagno vorgezogen.«

»Mein Herr«, sagte ich.

»Lassen Sie mich gehen«, sprach der Greis mit so würdevoller Miene, daß ich zur Seite trat und ihn nicht durch ein einziges Wort zurückzuhalten versuchte.

Er entfernte sich ernst, langsamen Schrittes und verschwand in dem Gang, ohne den Kopf noch ein einziges Mal nach seinem Sohn umzuwenden.

Es ist wahr, als Gabriel Lambert wieder zu sich kam, fragte er nicht einmal, wo sein Vater wäre. Zwei Tage später las ich in der Zeitung von der Strafverwandlung.

Dann hörte ich nicht mehr von ihm sprechen, und ich weiß nicht, in welches Bagno man ihn gebracht hat.

Hier endete der Bericht Fabiens.

16. Kapitel

Der Gehenkte

Als ich gegen Ende Juni 1841 von einer meiner Reisen nach Italien zurückkam, fand ich wie gewöhnlich eine große Anzahl Briefe, die mich erwarteten.

Im allgemeinen und zur Erbauung derer, die mir schreiben, möchte ich sagen, daß ich die Durchsicht immer sehr schnell vorgenommen habe: Die Briefe, die ich als von Freunden stammend erkenne, werden beiseite gelegt und gelesen; die anderen werfe ich unbarmherzig ins Feuer.

Einer von diesen Briefen jedoch, mit dem Poststempel Toulon, dessen Handschrift durchaus keine Erinnerung in mir erweckte, erhielt Begnadigung wegen seiner seltsamen Adresse.

Die Adresse lautete: »Herrn Alexandre Dumas, dramatischen Schriftsteller in Europa, im Vorübergehen im Hotel de Paris nachzusehen, ob er nicht etwa dort ist.«

Ich entsiegelte den Brief und suchte den Namen des Schmeichlers, der ihn mir geschickt hatte. Er war mit Rossignol unterzeichnet. Zunächst schien mir dieser Name so unbekannt wie die Handschrift, doch als ich den Stempel betrachtete, begann ich klarer zu sehen; die ersten Worte nahmen übrigens jeden Zweifel.

Er kam von einem der zwölf Galeerensklaven, die in meinem Dienst gewesen waren, während ich die kleine Bastide im Fort Lamalgue bewohnte. Da dieser Brief nicht nur im Zusammenhang mit der von mir soeben erzählten Geschichte steht, sondern sie zu Ende führt, will ich ihn hier der Einfachheit dem Leser vorlegen.

»Herr Dumas!

Verzeihen Sie einem Menschen, den sein Unglück für einen Augenblick von der Gesellschaft getrennt hat (ich bin, wie Ihnen

bekannt, nur für eine bestimmte Zeit hier), daß er so kühn ist, an Sie zu schreiben; doch seine Absicht wird ihn entschuldigen; er unternimmt es in der Hoffnung, Ihnen einen Gefallen zu tun.«

Das Vorwort war, wie man sieht, ermutigend; ich fuhr fort:

»Sie werden sich gewiß Gabriel Lamberts erinnern, den man den Doktor nannte; Sie wissen wohl, der, welcher im Fort Lamalgue das ausgezeichnete Frühstück nicht holen wollte, mit dem Sie uns zu bewirten die Güte hatten. Der Dummkopf!

Sie müssen sich seiner erinnern, denn Sie erkannten in ihm einen Menschen, den Sie einst in der großen Welt getroffen hatten, und er hatte Sie auch erkannt, und das beschäftigte Sie so sehr, daß Sie den armen Vater Chiverny, den Aufseher, der trotz seines boshafteu Gesichtes ein braver Mann ist, mit Fragen bestürmten.

Hören Sie also, was ich Ihnen über Gabriel Lambert zu sagen habe.

Als Gabriel hier eingeliefert wurde, bekam er einen guten Burschen namens Accacia als Kettenkameraden, der wegen einer Albernheit bei uns war.

Vier Jahre nach Ihrem Aufenthalt in Toulon, nämlich im Jahre 1838, nahm Accacia eines Morgens von uns Abschied.

Am Abend zuvor war mein Kettenkamerad zufällig gestorben.

Infolge beider Ereignisse waren Gabriel und ich allein, und man kettete uns zusammen. Gabriel hatte, wenn Sie sich erinnern, nicht das lieblichste Aussehen.

Die Nachricht, daß ich mit ihm zusammengeschlossen werden sollte, berührte mich also nicht gerade auf das angenehmste.

Ich bedachte indessen, daß ich nicht in Toulon war, um nach meinem Wohlbehagen zu leben, und da ich Philosoph bin, fügte ich mich.

Am ersten Tag sprach er mit mir überhaupt nicht, was mich ungemein langweilte, insofern ich meiner Natur nach redselig bin; mich beunruhigte das um so mehr, als Accacia mehr als einmal mit mir über sein Mißgeschick, an einen Stummen gekettet zu sein, gesprochen hatte.

Ich dachte, ich, der ich auf zwanzig Jahre hier bin und folglich noch zehn Jahre durchzumachen hatte (mein Urteil, ein sehr ungerechtes Urteil, das sicherlich kassiert worden wäre, wenn ich Fürsprecher gehabt hätte, ist vom 24. August 1828), würde mit Gabriel zehn nur wenig ergötzliche Jahre vor mir haben.

In der Nacht überlegte ich mir deshalb, was ich tun sollte; da fiel mir das Mittel ein, das der Fuchs gebraucht hat, um den Raben zum Sprechen zu bringen, und ich sagte, als es Tag geworden war:

›Herr Gabriel, erlauben Sie, daß ich mich nach Ihrer Gesundheit erkundige?‹

Er schaute mich erstaunt an, denn er wußte nicht, ob ich im Ernst sprach oder spottete.

Ich bemühte mich um den größten Ernst.

›Wie, nach meiner Gesundheit?‹ erwiderte er.

Das war, wie Sie sehen, schon etwas. Ich hatte ihm die Zähne aufgebrochen.

›Ja, nach Ihrer Gesundheit‹, versetzte ich.

›Sie schienen eine schlimme Nacht gehabt zu haben.‹

Er seufzte.

›Ja, schlimm‹, sagte er. ›Doch so sind alle meine Nächte.‹

›Teufel!‹ rief ich.

Ohne Zweifel täuschte er sich im Sinn meines Ausrufs, denn nach kurzem Stillschweigen fuhr er fort: ›Seien Sie übrigens unbesorgt; wenn ich nicht schlafe, werde ich wenigstens ruhig sein und versuchen, Sie nicht aufzuwecken.‹

›Geben Sie sich meinetwegen nicht soviel Mühe, Herr Lambert‹, erwiderte ich, ›ich fühle mich so geehrt, Ihr Kettenkamerad zu sein, daß ich gern einige Unbequemlichkeiten ertragen würde.‹

Gabriel schaute mich mit neuem Erstaunen an.

So hatte sich Accacia nicht benommen, um ihn zum Sprechen zu bringen, er hatte ihn geschlagen, bis er gesprochen hatte; doch obgleich er ein Resultat erreicht hatte, so war doch dieses Resultat nie befriedigend gewesen, und es hatte immer ein gespanntes Verhältnis zwischen beiden geherrscht.

›Warum sprechen Sie so mit mir, mein Freund?‹ fragte mich Gabriel Lambert.

›Weil ich weiß, mit wem ich spreche, mein Herr, und weil ich kein Bauernlümmel bin, das dürfen Sie mir glauben.‹

Gabriel schaute mich mit einer mißtrauischen Miene an, aber ich lächelte mit solcher Freundlichkeit, daß ein Teil seines Argwohns zu verschwinden schien.

Es kam die Frühstücksstunde. Man brachte uns wie gewöhnlich unseren Napf, doch statt sogleich meinen Löffel in die Suppe zu tauchen, wartete ich achtungsvoll, bis er zu Ende gegessen hatte, um anzufangen. Diese Aufmerksamkeit rührte ihn so sehr, daß er mir nicht nur den größten Teil, sondern auch die besseren Stücke überließ.

Ich sah, daß man in dieser Welt durch Höflichkeit gewinnen kann. Kurz, nach acht Tagen waren wir, abgesehen von einer gewissen stolzen Miene, die er nicht ablegte, die besten Freunde.

Leider hatte ich dadurch, daß ich meinen Gefährten zum Reden brachte, nicht viel gewonnen: Seine Gespräche waren äußerst schwermütig, und ich bedurfte wahrhaftig der ganzen natürlichen Heiterkeit meines Geistes, daß ich mich nicht selbst in einer solchen Schule verdarb.

So brachte ich zwei Jahre hin, während deren er immer düsterer wurde. Von Zeit zu Zeit bemerkte ich, daß er mir ein Geständnis machen wollte.

Ich schaute ihn dann, um ihn zu ermutigen, mit der treuherzigsten Miene an, die mir zu Gebot stand; aber sein halbgeöffneter Mund schloß sich wieder, und ich sah, daß die Sache auf einen anderen Tag verschoben war.

Ich sann nach, was für ein Geständnis es sein könnte – und das war immer eine Beschäftigung, die mich ein wenig zerstreute –, als wir eines Tages neben einem Wagen hergingen, der mit alten Kanonen beladen war, die man zum Umgießen wegbrachte; dieser Wagen mochte wohl zehntausend Pfund schwer sein, und ich bemerkte, wie er sich ihm näherte und ihn auf eine Weise anschaute, die sagen wollte: ›Hätte ich keine Angst vor dem Tod,

würde ich meinen Kopf darunterlegen, und alles wäre abgetan.<

Von diesem Augenblick an war ich mir im klaren. Selbstmord kommt im Bagno sehr häufig vor.

Als wir eines Tages am Hafen arbeiteten und ich ihn mich auf seine gewöhnliche Weise anschauen sah, beschloß ich, seinen Bedenklichkeiten ein Ende zu machen. Ich muß Ihnen sagen, daß dergleichen nach und nach höchst peinlich war und daß es mir allmählich über die Ohren ging, so daß ich ihn ums Leben gern auf die eine oder andere Weise losgeworden wäre.

›Nun<, sagte ich, ›lassen Sie hören, was haben Sie, daß Sie mich so anschauen?<

›Ich? Nichts!< erwiderte er.

›Doch, doch!<

›Du täuschst dich.<

›Ich täusche mich so wenig, daß ich Ihnen, wenn Sie wollen, sagen werde, was Sie haben.<

›Du?<

›Ja.<

›Sprich!<

›Sie möchten sich gern aus der Welt schaffen und haben nur Angst davor, sich Schmerzen zu bereiten.<

Er wurde weiß wie ein Leinentuch.

›Wer hat dir das gesagt?<

›Ich habe es erraten.<

›Nun ja, Rossignol, du hast recht, es ist die Wahrheit; ich möchte mich gern töten, aber ich habe Angst davor.<

›Es ist also richtig. Das Bagno langweilt Sie?< ›Ich habe es hundertmal beklagt, daß ich nicht guillotiniert worden bin.<

›Jeder hat seinen Geschmack. Doch ich gestehe, obgleich die Tage, die man hier zubringt, nicht aus Gold und Seide gesponnen sind, sind sie mir doch noch lieber, als unter dem Rasen zu liegen.<

›Ja, dir.<

›Ich begreife ja, daß Ihnen dieser Aufenthaltsort nicht gefällt.

Wenn man hunderttausend Livres Rente hatte, wenn man in schönen Equipagen gefahren ist, wenn man sich in feines Tuch gekleidet und Zigarren zu vier Sous geraucht hat, ist es allerdings peinlich, die Kugel zu schleppen, rot gekleidet zu sein und Galgenknaster zu kauen; aber was wollen Sie! Man muß Philosoph sein in dieser Welt, wenn man nicht den Mut besitzt, den Paß für die andere zu unterzeichnen.<

Gabriel stieß einen Seufzer aus, der einem Stöhnen glich.

›Hast du nie Lust gehabt, dich zu töten?‹ fragte er.

›Meiner Treu, nein.<

›Du hast also nie überlegt, welche von den verschiedenen Todesarten die leichteste und am wenigsten schmerzhaft sein könnte?‹ ›Teufel! Man hat immer einen Augenblick durchzumachen, der hart sein muß; doch das Hängen soll am leichtesten sein.<

›Meinst du?‹

›Gewiß glaube ich es; man sagt sogar, die Guillotine sei nur deshalb erfunden worden. Ein Gehenkter, dessen Strick gerissen war, hatte, wie es scheint, so angenehme Dinge davon erzählt, daß die Verurteilten am Ende zum Galgen gingen, als ob es eine Hochzeit wäre.<

›Wahrhaftig?‹

›Bitte, ich habe das noch nicht versucht, doch hier sagt man so.<

›Du würdest dich also hängen, wenn du dich zu töten entschlossen wärest?‹

›Gewiß.< Er öffnete den Mund; ich glaube, er wollte mir den Vorschlag machen, wir sollten uns gemeinsam hängen, ohne Zweifel las er aber in meinem Gesicht, daß ich nicht zu dieser Vergnügungspartie geneigt war, denn er schwieg einen Augenblick.

›Nun‹, sagte ich, ›sind Sie entschlossen?‹

›Noch nicht ganz, denn es bleibt mir eine Hoffnung.<

›Welche?‹

›Ich hoffe einen Kameraden zu finden, der dafür, daß ich ihm meine Habe und einen Brief hinterlasse, in dem ich bestätige, daß ich mich selbst umgebracht habe, mich zu töten einwilligt.< Zu

gleicher Zeit schaute er mich an, als wollte er mich fragen, ob ich nicht darauf eingehen würde.

Ich schüttelte den Kopf und erwiderte: ›O nein, damit befaße ich mich nicht; darum hätten Sie Accacia bitten müssen, der war wegen eines Streiches dieser Art hier, und er hätte vielleicht eingewilligt; bei mir aber ist das unmöglich.‹

›Doch du wirst mir wenigstens helfen, wenn ich einmal entschlossen bin, mich zu töten?‹

›Das heißt, ich werde Sie nicht hindern, Ihr Vorhaben auszuführen. Teufel, ich bin nur auf bestimmte Zeit hier und will mich nicht gefährden.‹

Hier endete unser Gespräch. Es vergingen sechs Monate, ohne daß auch nur einmal davon wieder die Rede gewesen wäre. Ich sah jedoch, daß Gabriel immer trauriger wurde und sich immer mehr mit seinem Plan vertraut machte.

Da mich seine Betrachtungen durchaus nicht erheiterten, drängte es mich, ich muß es gestehen, ihn zu einem Entschluß kommen zu sehen.

Endlich eines Morgens, als er sich die ganze Nacht hin und her gewälzt hatte, stand er noch bleicher als gewöhnlich auf; und als er sein Frühstück nicht berührte, fragte ich ihn, ob er krank wäre.

›Heute wird es geschehen‹, erwiderte er.

›Oh, entschieden?‹

›Ohne Aufschub.‹

›Und Sie haben alle Vorsichtsmaßregeln getroffen?‹

›Hast du gestern nicht gesehen, daß ich einen Brief schrieb?‹

›Ja, doch ich war nicht so unbescheiden, darauf zu achten.‹

›Hier ist er.‹

Er gab mir ein kleines, zusammengelegtes Papier, und ich las:

›Da mir das Leben im Bagno unerträglich geworden ist, bin ich entschlossen, mich morgen, am 5. Juni 1841, zu erhängen.

Gabriel Lambert‹

›Nun!‹ sagte er, als wäre er erfreut über den Beweis, den er mir

von seinem Mut gab, ›du siehst, mein Entschluß ist gefaßt, und meine Hand hat beim Schreiben nicht gezittert.‹

›Ja, ich sehe es‹, antwortete ich. ›Doch durch diesen Brief verschaffen Sie mir wenigstens einen Monat schweren Kerker.‹

›Warum?‹

›Weil nichts sagt, daß ich Sie in Ihrem Falle nicht unterstützt habe, und ich lasse es auch nur zu, daß Sie sich hängen, wenn mir nichts Schlimmes daraus entsteht.‹

›Wie soll ich denn das machen?‹

›Schreiben Sie einen anderen Brief.‹

›Was soll darin stehen?‹

›Ungefähr folgendes: Heute, während der Ruhestunde, wenn mein Kamerad Rossignol schlafen wird, gedenke ich den längst von mir gefaßten Entschluß auszuführen, mich zu töten, da mir das Leben im Bagno unerträglich geworden ist.

Ich schreibe diesen Brief, damit Rossignol auf keine Weise Schaden daraus erleidet. Gabriel Lambert‹

Gabriel billigte diesen Text, schrieb den Brief und steckte ihn in die Tasche.

Und wirklich an demselben Tag, als die Mittagsstunde geschlagen hatte, fragte mich Gabriel, der seit dem Morgen kein Wort mehr gesprochen hatte, ob ich einen geeigneten Ort kenne, seinen Plan auszuführen. Ich sah wohl, daß er schwankte und daß es wieder nichts werden würde, wenn ich ihm nicht half.

›Ich habe, was Sie brauchen‹, sagte ich, indem ich ihm ein Zeichen mit dem Kopf machte. ›Sind Sie indessen noch nicht fest entschlossen, so verschieben Sie es auf einen anderen Tag.‹

›Nein‹, erwiderte er mit einer gewaltigen Anstrengung gegen sich selbst, ›nein, ich habe gesagt, heute werde es geschehen, und es geschieht auch.‹

›Es ist wahr‹, versetzte ich mit nachlässigem Ton, ›hat man seinen Entschluß gefaßt, ist es besser, wenn man ihn auch sogleich vollbringt.‹

›Zeig mir die Stelle‹, sprach Gabriel. Wir begaben uns auf den

Weg; er ließ sich schleppen, doch ich stellte mich, als bemerkte ich das nicht.

Je mehr wir uns dem Ort näherten, den er so gut kannte wie ich, desto mehr machte er den Schleppfuß. Ich tat, als sähe ich nichts, und ging weiter.

›Ja, hier ist es‹, murmelte er, als wir dort waren. Ein Beweis, daß er den Platz so gut wie ich als sehr geeignet für sein Vorhaben erkannt hatte.

Neben einem der großen Bretterstapel, die Sie kennen, stand ein herrlicher Maulbeerbaum. Ich konnte mich stellen, als schlief ich im Schatten dieses Stapels, und er konnte sich während dieser Zeit hängen.

›Nun‹, sagte ich, ›was halten Sie von dieser Stelle?‹

Er war bleich wie der Tod.

›Ah!‹ rief ich. ›Ich sehe wohl, daß es heute noch nicht geschehen wird.‹

›Du täuschst dich‹, entgegnete er, ›mein Entschluß ist gefaßt; es fehlt mir nur ein Strick.‹

›Wie‹, versetzte ich, ›Sie kennen den Ort nicht?‹

›Welchen Ort?‹

›Den Ort, wo Sie den Strick verborgen haben, den Sie eines Tages in die Tasche schoben, als wir durch die Seilerei kamen.‹

›In der Tat‹, erwiderte er stammelnd, ›ich glaube, ich habe ihn hier aufbewahrt.‹

›Dort‹, sagte ich und deutete auf die Stelle des Bretterstapels, wo ich ihn vierzehn Tage vorher den fraglichen Gegenstand hatte verstecken sehen.

Er bückte sich und schob seine Hand in eine der Öffnungen.

›In der anderen‹, sprach ich, ›in der anderen.‹

Er suchte wirklich in der anderen und zog einen hübschen, drei Klafter langen Strick heraus.

›Verdammt‹, rief ich, ›da läuft einem das Wasser im Munde zusammen.‹

›Was soll ich nun tun?‹ fragte er.

›Bitten Sie mich sogleich, Ihnen die Sache abzunehmen, und es wird in aller Kürze geschehen sein.«

›Nun gut«, versetzte er, ›du würdest mir ein Vergnügen bereiten.«

›Ich würde Ihnen ein Vergnügen bereiten?«

›Ja.«

›Sie bitten mich darum?«

›Ich bitte dich darum.«

›Einem Kameraden kann ich nichts abschlagen.«

Ich machte eine hübsche Schlinge, befestigte den Strick an einem der stärksten und höchsten Äste und stellte ganz nahe an dem Maulbeerbaum ein Holzscheit aufrecht, das er nur mit dem Fuß umzustoßen brauchte, um zwei Schuh leeren Raum zwischen sich und der Erde zu bekommen.

Das war gewiß mehr, als ein ehrlicher Mann brauchte, um richtig zu hängen.

Während dieser ganzen Zeit schaute er mir zu.

Er war nicht mehr bleich. Er war aschgrau.

Als ich mit meinen Vorbereitungen fertig war, sprach ich: ›Das große Werk ist vorbereitet; mit ein bißchen Entschlossenheit wird es in einer Sekunde beendet sein.«

›Das ist leicht zu sagen«, murmelte er.

›Übrigens wissen Sie wohl, daß ich Sie nicht antreibe«, bemerkte ich. ›Im Gegenteil, ich habe getan, was ich konnte, um Sie abzuhalten.« ›Ja, aber ich will es«, erwiderte er, während er entschlossen auf das Scheit stieg.

›Warten Sie doch, bis ich mich hingelegt habe.«

›Leg dich hin.«

Ich tat es.

›Gott befohlen, Rossignok«, sagte er.

Und er steckte seinen Kopf durch die Schlinge.

›Nehmen Sie doch Ihre Halsbinde ab«, sagte ich.

›Es ist wahr«, murmelte er.

Und er zog seine Halsbinde ab.

›Gott befohlen, Rossignok, wiederholte er.

›Gott befohlen, Herr Lambert; Mut, Mut! Ich schließe die Augen, um das nicht zu sehen.« Es war in der Tat furchtbar anzuschauen. Zehn Minuten hielt ich die Augen geschlossen, aber nichts deutete mir an, daß etwas geschah.

Ich öffnete sie wieder. Er hatte immer noch seinen Hals in der Schlinge; seine Gesichtsfarbe war nicht mehr die eines Menschen, sondern einer Leiche.

›Nun?« fragte ich.

Er stieß einen Seufzer aus.

›Der Vater Chiverny!« rief ich, indem ich die Augen wieder schloß und eine Bewegung machte, durch die, glaube ich, das Scheit umfiel. ›Herbei, zu Hi . . . ‹, versuchte Lambert zu rufen, aber die Stimme erlosch. Ich fühlte, daß krampfhaftige Bewegung den Baum zittern machte, dann hörte ich etwas wie ein Röcheln.

Nach einer Minute war alles ruhig und still.

Ich wagte nicht, mich zu rühren, ich wagte nicht, die Augen zu öffnen, ich hatte den Aufseher, Sie wissen, den Vater Chiverny, auf mich zukommen sehen, ich hörte das Geräusch von Tritten; endlich fühlte ich, daß man mir einen gewaltigen Fußtritt in die Seite gab.

›Was gibt es, ihr Burschen?« rief ich, indem ich mich umdrehte und mich stellte, als erwachte ich.

›Was es gibt? Dein Kamerad hat sich erhängt, während du schläfst, Taugenichts!«

›Welcher Kamerad?« sagte ich, als ob ich gar nicht wüßte, was vorgefallen war.

Haben Sie je einen Gehenkten gesehen, Herr Dumas? Das ist sehr häßlich! Gabriel war besonders abscheulich. Es ist anzunehmen, daß er sich sehr zerarbeitet hatte, denn er war ganz entstellt.

Es scheint, mein Gesicht drückte ein solches Erstaunen aus, daß man an meine Unwissenheit glaubte.

Überdies durchsuchte man die Taschen Gabriels und fand darin das kleine Papier, das mich völlig entlastete. Man nahm den

Leichnam herab, legte ihn auf eine Bahre und brachte uns beide in das Krankenhaus. Dann meldete man den Vorfall dem Inspektor.

Während dieser Zeit blieb ich bei dem Körper meines Gefährten, an den ich gekettet war.

Nach einer Viertelstunde kam der Inspektor; er untersuchte den Leichnam, hörte den Bericht des Vaters Chiverny und befragte mich.

Dann faßte er seine ganze Weisheit zusammen, um sein Urteil zu fällen, und sprach: ›Den einen auf den Kirchhof, den anderen ins Gefängnis.‹

›Aber, Herr Inspektor!‹ rief ich.

›Auf vierzehn Tage‹, sagte er.

Ich schwieg. Ich hatte Bange, eine Verdoppelung der Strafe herbeizuführen, was gewöhnlich geschieht, wenn man reklamiert.

Man öffnete die Kette und führte mich in den Kerker, wo ich vierzehn Tage blieb. Als ich herauskam, fesselte man mich mit einem hübschen Jungen zusammen, den Sie nicht kennen; er sprach wenigstens.

Dies, Herr Dumas, sind die Begebenheiten, die ich Ihnen achtungsvoll mitteilen wollte, in der Überzeugung, sie müßten Ihnen interessant sein. Ist es mir gelungen, Ihren Beifall zu finden, so bitte ich Sie, unserem guten Doktor Lauvergne zu schreiben, er möge mir in Ihrem Auftrag ein Pfund Tabak geben.

Ich habe die Ehre zu sein mit tiefster Verehrung, mein Herr, Ihr gehorsamster, untertänigster Diener Bossignol, wohnhaft in Toulon.«

17. Kapitel

Protokoll

Im Oktober 1842 kam ich wieder durch Toulon.

Ich hatte die seltsame Geschichte von Gabriel Lambert nicht vergessen, und ich war neugierig zu erfahren, ob sich die Dinge wirklich so ereignet hatten, wie es mir mein Korrespondent Rossignol geschrieben. Aus diesem Grund wollte ich dem Hafenkommendanten einen Besuch abstatten. Leider war ein anderer an seine Stelle getreten, ohne daß ich etwas davon wußte.

Sein Nachfolger nahm mich nichtsdestoweniger vortrefflich auf, und als er mich im Verlauf des Gesprächs fragte, ob er mir in irgend etwas dienen könnte, gestand ich ihm, mein Besuch sei nicht ganz uneigennützig, und ich wünsche zu wissen, was aus Sträfling Gabriel Lambert geworden wäre.

Er ließ sogleich seinen Sekretär rufen; es war dies ein junger Mann, den er ein Jahr zuvor nach Toulon mitgebracht hatte.

»Mein lieber Herr Durand«, sagte er zu ihm, »erkundigen Sie sich, ob Gabriel Lambert immer noch hier ist; dann kommen Sie zurück und teilen uns mit, was er macht.«

Der junge Mann entfernte sich und kam nach zehn Minuten mit einem offenen Register zurück.

»Mein Herr«, sagte er zu mir, »wenn Sie sich die Mühe geben wollen, diese paar Zeilen zu lesen, so werden Sie völlig befriedigt sein.«

Ich setzte mich an den Tisch, auf den er das Register gelegt hatte, und las:

»Ich, Laurent Chiverny, Aufseher erster Klasse, erkläre, daß ich heute, am fünften Juni eintausendachthunderteinundvierzig, als ich während der den Verurteilten wegen der großen Hitze bewilligten

Ruhestunde auf der Werft meine Runde machte, den zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilten Gabriel Lambert aufgehängt an einem Maulbeerbaum gefunden habe, in dessen Schatten sein Kettengenosse André Toulman, genannt Rossignol, schlief oder zu schlafen sich den Anschein gab.

Bei diesem Anblick war meine erste Sorge, den letzteren zu wecken, er gab das größte Erstaunen über dieses Ereignis kund und behauptete, durchaus nicht daran mitschuldig zu sein. Nachdem man den Leichnam niedergelegt hatte, durchsuchte man ihn und fand einen Zettel, der Rossignol völlig entlastete.

Da sich jedoch der Verurteilte kaum ohne die Hilfe seines Gefährten aufgehängt haben kann, insofern er durch eine nur zwei und einen halben Fuß lange Kette an ihn gebunden war, so beantrage ich bei dem Herrn Inspektor, André Toulman, genannt Rossignol, auf einen Monat ins Gefängnis zu schicken.

Laurent Chiverny,
Aufseher erster Klasse.«

Darunter waren mit einer anderen Handschrift und mit einem Federzug unterzeichnet folgende Zeilen geschrieben:

»Den Gabriel Lambert diesen Abend begraben und den Rossignol sogleich auf vierzehn Tage ins Gefängnis schicken.

V. B.«

Ich nahm eine Abschrift von dem Protokoll und lege es meinen Lesern, ohne ein Wort daran zu verändern, vor; sie werden darin mit der Bestätigung dessen, was mir Rossignol geschrieben, den Schluß der von mir erzählten Geschichte finden.

Dem füge ich nur bei, daß ich den Scharfsinn des ehrenwerten Aufsehers Meister Laurent Chiverny bewundere, der erraten hatte, daß in dem Augenblick, wo man den Leichnam von Gabriel Lambert fand, sein Gefährte André Toulman, genannt Rossignol, zwar zu schlafen schien, aber nicht schlief.

Nachwort

Wie im »Grafen von Monte Christo«, dem wohl bekanntesten Roman Alexandre Dumas, wird auch in diesem vom Umfang her bescheidenen Bericht über das Schicksal des Galeerensträflings Gabriel Lambert eine Zeit lebendig, die nach der Revolution von 1789 und der Konsolidierung der bürgerlichen Herrschaft durch Napoleon I. zu einer stürmischen wirtschaftlichen Entwicklung und einer tiefgreifenden sozialen Umschichtung führte. Als nach der Schlacht bei Waterloo wieder die Bourbonen mit Ludwig XVIII. die Macht in Frankreich übernahmen, gelang es ihnen zwar, den korrupten Adel zu rehabilitieren und ihm eine Reihe von politischen Ämtern zu übertragen. Die Bourgeoisie ließ sich jedoch aus ihren im Zuge der industriellen Revolution in der Wirtschaft, im Handel und in den Banken eroberten oder gefestigten Positionen nicht mehr verdrängen. Insbesondere die Finanzbourgeoisie entwickelte sich zur führenden Kraft innerhalb der bürgerlichen Klasse und meldete ihren Anspruch auf die politische Herrschaft, der Ablösung der restaurativen Kräfte und auf Übernahme der Regierung »durch die Bankiers« an. Wie sehr das Geld in dieser Zeit der zwanziger Jahre die Menschen korrumpierte, zeigt Balzac eindrucksvoll in seiner Geschichte vom Wucherer Gobseck, der durch sein Vermögen als »einer der zehn schweigsamen und unbekanntesten Könige von Paris« in allen Gesellschaftskreisen seinen unheilvollen Einfluß ausübte, und für die folgende Zeit in Romanen wie »Eugenie Grandet«, »Vater Goriot« und »Verlorene Illusionen«.

Als Alexandre Dumas im Jahre 1844 seinen »Gabriel Lambert« veröffentlichte, lagen diese Romane Balzacs bereits vor. Sosehr sich bei beiden Schriftstellern die thematischen Voraussetzungen und die literarischen Absichten auch ähneln, so unterschiedlich gehen doch beide in der Auswahl des darzustellenden Wirklichkeitsausschnitts vor. Ging es Balzac um eine wahrheitsgetreue Beschreibung der modernen bürgerlichen Gesellschaft durch die Erfassung aller für sie

typischen Charaktere, so versuchte Dumas in Werken wie »Gabriel Lambert« seine Leser durch die Darstellung der außergewöhnlichen Schicksale derer zu gewinnen, die am »Rande der Gesellschaft« lebten, als Außenseiter ihre Zeit bewältigten und am Wohlstand der neureichen Bourgeois teilzuhaben versuchten.

Alexandre Dumas war dafür bekannt, daß er von Kindheit an außerordentlich belesen war, wobei er alles verschlang, was ihm in die Hände kam. So war er in der Zeit, da er in Paris als Schreiber beim Herzog von Orléans arbeitete, auch auf die Aufzeichnungen eines ehemaligen Archivars der Pariser Polizeibehörden gestoßen, die unter dem Titel »Erinnerungen aus den Polizeiarchiven von Paris« im Druck erschienen waren. In diesen Berichten des Jaques Peuchet fand Dumas den Fall des Schuhmachers Picaud, der ihn zu dem Roman über den Grafen von Monte Christo inspirierte, und hier war das Schicksal einer Reihe von jungen Leuten nachzulesen, die versucht hatten, durch Intrigen, Betrug und Verbrechen ebenso zu Reichtum zu gelangen wie die Kaufleute, Fabrikbesitzer und Spekulanten, die gewissenlos, aber mit Hilfe und Billigung des von Napoleon eingeführten, nur nach dem Kriterium des Besitzes rechtsprechenden »Code civil« – des alle feudalen Rechtsvorstellungen aufhebenden neuen Zivilgesetzbuches – ihre Gegner nieder-konkurriert, in ihrer gesellschaftlichen Stellung und häufig auch physisch vernichtet hatten. Nachdem der Differenzierungsprozeß zwischen der Finanzoligarchie einerseits und mit mittleren und Kleinbürgertum andererseits seinen Höhepunkt erreicht hatte, versuchten die Vertreter der Großbourgeoisie mit allen Mitteln zu verhindern, daß sich der Kreis der Privilegierten vergrößerte. Die »leichteste« Art, reich zu werden und damit in die »oberen« Gesellschaftsschichten einzudringen, nämlich die Banknotenfälschung, wurde mit dem Tode bestraft.

Der Bauernjunge, von dem uns Marie rückblickend berichtet, ist zunächst unser Autor selbst. Keineswegs in autobiographischer Absicht geschrieben, vermittelt uns diese Erzählung doch eine Reihe von Erfahrungen, die Dumas als junger Mensch im Umgang mit seinen Zeitgenossen gemacht hat. Die schöne Handschrift ist beiden

eigen; von Dumas wird berichtet, daß er einen sehr mittelmäßigen Schulmeister für Mathematik hatte, der ihm dafür aber seine großartigen Schreibkünste beibrachte. Beide, der junge Alexandre und der junge Gabriel, glauben dieses Talent nur in der Hauptstadt Paris gebührend auswerten zu können. Doch während Gabriel zum Verbrecher wird, erhält unser Autor im Jahre 1823 auf Empfehlung eines Freundes seines verstorbenen Vaters, des Generals Foy, eine Anstellung als Schreibgehilfe im Sekretariat des Herzogs von Orléans. Hier in Paris unterhält Dumas bald Beziehungen zu den verschiedensten Vertretern des kulturellen Lebens; die Comédie Française wird auf ihn aufmerksam und inszeniert seine Werke: historische Stücke wie die Geschichte um das Leben der Königin Christina von Schweden oder das Prosadrama »Heinrich III. und sein Hof«. Diese romantischen Stücke machen ihn mit einem Schlage bekannt. Sie leiten eine literarische Produktion ein, die wegen ihres gewaltigen Umfangs von Kritikern oft als »Fließbandarbeit« bezeichnet wurde. So entstehen in den vierziger Jahren im Durchschnitt zwei bis drei Theaterstücke und drei bis vier Romane jährlich, dazu kommen Chroniken, umfangreiche Reiseberichte, literarische und historische Studien.

Tatsächlich hat es Alexandre Dumas wie kaum ein anderer seiner Zeit verstanden, die technischen Möglichkeiten unter den Bedingungen der von Napoleon eingeleiteten industriellen Revolution

für die Produktion von Literatur auszunützen: Seine Romane waren in kürzester Zeit ausgedruckt, erschienen serienweise und in hoher Auflage. Daß das Geschäftsprinzip und das Streben nach schnellem, maximalem Gewinn an erster Stelle stand, hatte Konsequenzen für die Qualität. Dumas »schrieb sich reich«, baute sich ein luxuriöses Schloß, das er nach seinem Helden »Monte Christo« nannte, und träumte von einem Theater, das nur seine Stücke spielte. So leicht, wie er das Geld verdiente, floß es ihm wieder aus den Händen. Ihm blieb der zweifelhafte Ruhm eines Schriftstellers, dessen Werke man zwar gern las (neben dem »Monte Christo« die »Drei Musketiere«, »Zwanzig Jahre später«,

»Die Königin Margot« und viele andere), der aber im Vergleich mit seinen literarischen Zeitgenossen Chateaubriand, Victor Hugo, Charles Nodier, Honoré de Balzac, Alfred de Musset, Prosper Mérimée und vielen anderen immer nur naserümpfend, mit Distanz und manchmal gar mit etwas Verachtung genannt wurde.

In den letzten Jahren haben sich auch die marxistischen Literaturwissenschaftler in Frankreich um die Aufwertung und um eine echte Einordnung Alexandre Dumas' in die Geschichte und Literaturgeschichte seiner Zeit bemüht. Die bekannte kulturpolitische Monatsschrift »Europe« veröffentlichte im Jahre 1970, zum hundertsten Todestage des Schriftstellers, ein umfangreiches Sonderheft »Alexandre Dumas«, und 1973 legte der Marxist Maurice Bouvier-Ajam eine Studie mit dem Titel »Alexandre Dumas oder hundert Jahre später« vor.

Diese intensive Beschäftigung mit unserem Autor kam einer Neuentdeckung und Neubewertung seines Lebens und seines literarischen Werkes gleich. Wird es auch niemandem einfallen, die durch die vordergründige Orientierung und die Beschränkung auf das außergewöhnliche Abenteuer gesteckten Grenzen dieses Schriftstellers zu übersehen, so ist doch nicht von der Hand zu weisen, daß Dumas seine Zeit sehr kritisch gesehen und immer an der politischen Entwicklung seiner Heimat teilgenommen hat. Wenige Wochen nach der Julirevolution 1830 bescheinigte man ihm, daß er sich als »hervorragender Patriot von Paris« ausgezeichnet habe. 1848 versuchte er auf die politische Bühne zurückzukehren. Als Napoleon III. nach seinem Staatsstreich an der Macht ist, zieht es Dumas vor, im Ausland zu leben. Ein echtes Interesse am gesellschaftlichen Fortschritt verbindet sich bei ihm mit einer liberalen und – wie er immer wieder betont – republikanischen Grundhaltung. Deshalb gelingt ihm auch in einigen Werken der Durchbruch zu einer kritisch-realistischen Gestaltung, die etwa im »Gabriel Lambert« im Ansatz zu erkennen ist.

Auch diese Geschichte stellt wieder einen Außenseiter, ein merkwürdiges Schicksal in den Mittelpunkt. Der Autor wird zur Darstellung einer Reihe sonderbarer, ungewöhnlicher

Konstellationen verleitet – doch entsteht hier das Bild einer im Umbruch begriffenen Gesellschaft, wie es deutlicher und instruktiver kaum zu entwerfen ist. Die verzweifelte Anklage, mit der sich Gabriel angesichts des Todes an seine Richter wendet, trifft alle unehrenhaften, durch Betrug und Spekulation an die Macht gekommenen Bourgeois: »Ich wollte reich werden – ich wollte auch reich werden, ich wollte auch ein Haus haben, Wagen und Pferde und einen Platz in der Oper. Und deshalb soll ich sterben. Wie sind denn alle die anderen reich geworden, die Bankiers, der Abgeordnete, der mir Versprechungen gemacht, der Richter, der mich verurteilt hat . . . Sie verachten mich, weil ich Geld gemacht habe – und was haben sie getan? Sie haben spekuliert, sie haben gestohlen, geraubt, gemordet; aber einer deckt den anderen, daß nichts laut wird von ihren Verbrechen.« Durch die gesellschaftlichen Umstände selbst zum Verbrechen verleitet, wird Gabriel das Opfer einer Entwicklung, die wie ihn damals Hunderttausende Franzosen ruinierte: Das Wolfsgesetz »jeder gegen jeden« betraf nicht nur die »oberen Kreise« im Kapitalismus der »freien Konkurrenz«, sondern wirkte sich in allen Kreisen der Bevölkerung aus.

Bei Dumas spiegelt sich wie bei vielen seiner Zeitgenossen eine Ideologie wider, die auf Veränderungen und Reformen im Rahmen der bestehenden kapitalistischen Ordnung hoffte: Dumas läßt auf Grund seiner Erfahrungen in der Schreibkanzlei des nach der Julirevolution von 1830 inthronisierten Bürgerkönigs Louis-Philippe, derzeit noch Herzog von Orléans, seinen Helden Gabriel alle Hoffnungen auf ihn setzen. Wenn der König ihn nicht begnadigte, würde es sicher der Herzog tun. »Jeder spricht von seinem guten Herzen«, heißt es bei Dumas. In der Tat erschien nicht nur der die politische Herrschaft anstrebenden Finanzoligarchie die Dynastie Orléans, die zu einem Bündnis mit der Großbourgeoisie bereit war, als die einzig mögliche Alternative zur Restauration der Bourbonen. Auch große Teile des Volkes setzten ihre Hoffnungen auf einen politischen Wandel, durch den die Macht der Bourbonen gebrochen werden sollte. Nach dem Machtantritt Ludwigs XVIII. im Jahre 1815 und unter seinem Bruder Karl X. war ein ganzes System von

Unterdrückungsorganen geschaffen worden, deren Aufgabe es war, jede Art von Opposition im Volk auszuschalten. 1817 wird die »brigade sûreté«, die berüchtigte Sicherheitspolizei, geschaffen, deren Allmacht im Staat fast unumschränkt war und die unter anderem Jean Valjean, den großen Helden aus Victor Hugos Roman »Die Elenden«, zu einem ständig Gehetzten und Gejagten machte. An der Spitze dieser Geheimpolizei stand der vom Staat begnadigte und wegen seiner Brutalität und rücksichtslosen Verfolgung aller demokratischen Elemente in den zwanziger Jahren mit einem traurigen Ruhm in die französische Geschichte eingegangene Zuchthäusler Vidocq, und der V . . . unseres Buches steht ihm in nichts nach. Gibt doch der Erzähler selbst zu, daß er schon bei der Nennung dieses Namens erschauerte. Die Arbeit als Bagnosträfling war in der Zeit der Restauration einer Verurteilung zu völliger Rechtlosigkeit, als Abwürdigung zum Dasein eines Sklaven, der Willkür der Aufseher und Arbeitgeber ausgeliefert, gleichzusetzen. Die »zur Strafe der Kette« verurteilten Schwerverbrecher wurden gezwungen, im Interesse des Staates die schwersten und schmutzigsten Arbeiten in den Häfen, in den Bergwerken und bei der Trockenlegung von Sümpfen durchzuführen. Seit 1818 werden sie indes auch als billige Profitquelle an Kaufleute, Fabrikanten und Handwerker ausgeliehen. Seit 1819 ist der größte Teil der zum Bagno Verurteilten im Hafen von Toulon konzentriert; um sie maximal ausbeuten zu können, wird sogar eine Art Berufsausbildung (zu Zimmerleuten, Schmieden, Tischlern) in den Strafanstalten eingeführt.

Hier in Toulon erkennt auch der Erzähler in einem Bagnosträfling seinen alten Bekannten Gabriel Lambert wieder. Dieses merkwürdige Wiedersehen im Jahre 1835 geschieht nun zu einer Zeit, als für die Bagnohaft sich wesentlich leichtere Bedingungen eingebürgert hatten. Durch Nachlässigkeit und Desinteresse der Justizbehörden konnten die Sträflinge in der Zeit der Julimonarchie eine Reihe von Vergünstigungen für sich durchsetzen; sie stellten für Besucher der Strafanstalten Gebrauchsgegenstände her, die als »Touristensouvenirs« reißenden Absatz fanden: Hüte, Sandalen,

Etais, holzgeschnitzte Zigarrenspitzen. Die große zeitgenössische Enzyklopädie des Pierre Larousse berichtet, daß sich bestimmte Strafanstalten dadurch in Basare mit einem beachtlichen Umsatz für die Gefangenen verwandelt hatten!

Auch Dumas schildert uns die Gruppe der Galeerensträflinge als einen fast »gemütlichen« Verein von Gefangenen, die zwar angekettet sind, denen es aber möglich ist, selbst auf die Art ihrer Arbeit Einfluß zu nehmen, Briefe zu schreiben und unerlaubt mit dem Erzähler Kontakt aufzunehmen. Gabriel Lambert verbüßt seine Strafe unter erträglicheren Bedingungen als seine Leidensgenossen zehn Jahre zuvor. Doch im Widerspruch zwischen dem milderen Strafvollzug und der Tatsache, daß Gabriel an dieser Justiz zerbricht, liegt die tiefe Tragik seines Schicksals begründet. Die Todesstrafe hätte seine Schuld gesühnt. Die Begnadigung reut ihn schließlich, weil er erkennt, daß er für sein Leben gebrandmarkt, aus der Gesellschaft ausgestoßen wurde. Das Bagno ist für ihn keine mildere Strafe, weil es als Strafinstrument der Bourgeoisie keine Gelegenheit zur Wiedergutmachung seiner Schuld bietet. So ist »Gabriel Lambert« bei aller Abenteuerlichkeit der Handlung die tragische Geschichte eines jungen Mannes, der den Charakter seiner Epoche verkannt hat und auf Menschlichkeit, Gleichheit und Brüderlichkeit noch dort hofft, wo sie von der Großbourgeoisie längst verspielt wurden.

- E n d e -